



SOLDAT, DU BIST nicht verpflichtet, einem Befehl zu gehorchen, der Gottes Gebot widerspricht. Ein unmoralisches Gesetz zu erfüllen ist niemand gehalten. Gib dir Rechenschaft, wie sehr es an der Zeit ist, daß du dein Gewissen zurückgewinnst. Im Namen Gottes, sodann im Namen dieses leidenden Volkes, das mit seinen Klagen von Tag zu Tag durchdringender zum Himmel schreit – ich bitte euch, ich flehe euch an, ich gebiete euch – im Namen Gottes: hört auf mit der Repression!»

Vielleicht waren es diese Sätze seiner letzten Sonntagspredigt, die *Oscar Arnulfo Romero* das Leben gekostet haben. Die Sonntagspredigt des Erzbischofs von San Salvador war seit langem das zugleich religiöse und politische Ereignis der Woche, auf das bis zu 75 Prozent aller Salvadorianer warteten: die Botschaft des Evangeliums verbunden mit Nachrichten und Kommentar über alles, was an Unrecht und Unterdrückung, an Folter und Mord vom armen Volk erlitten, von den meisten Medien aber vertuscht, verdreht und verharmlost wurde. Freilich, *diese* letzte Predigt konnte man im Land nur über den Kurzwellensender «Radio Noticias del Continente» von Costa Rica auffangen: der eigene Radiosender des Erzbistums, der *YSAX, La Voz Panamericana*, war fünf Wochen zuvor durch eine Bombe zerstört worden. Die Verantwortung für das Attentat hatte – nach Auskunft von Lokalsendern – die «Antikommunistische Front für die Befreiung von Zentralamerika» (*FALCA*) übernommen. Das Wochenblatt *ORIENTACION* (Orientierung!), das letzte Medium der Massenkommunikation, das dem Erzbischof blieb, kommentierte die Bilder der Zerstörung mit folgenden zwei Schlagzeilen: *So versuchen sie die Wahrheit zum Schweigen zu bringen. – «Ich sage euch, wenn die hier schweigen, werden die Steine schreien.» (Lukas 19, 39–40).*

Jetzt müssen die Steine schreien

Diese Worte kamen mir in den Sinn, als in einer Fernsehsendung zur Würdigung des ermordeten Erzbischofs ein Gottesdienst gezeigt wurde, bei dem die Gläubigen sowohl zum Einzug wie zur Predigt des Erzbischofs Beifall klatschten. Obwohl solcher Beifall schon von den Predigten des heiligen Augustinus bezeugt und ja auch für den Bischof von Rom beim Gottesdienst üblich ist, entdeckte der Kommentator in dieser Szene «Züge einer Politveranstaltung». Nun, es mochte in der Tat «Politik» sein, wenn der Bischof sagte, es sei einfach nicht in Ordnung, nicht normal, wenn zwei Prozent der Bevölkerung über sechzig Prozent des Bodens bzw. der landwirtschaftlichen Bodenfläche verfügten. Aber er hätte unschwer für diese seine aktuelle Bemerkung eine Parallele in einem alttestamentlichen Prophetentext gefunden. Und was den Beifall betraf: auch die oben zitierte Lukasstelle bezieht sich auf Beifall. Einige Pharisäer, so heißt es im Kontext, fanden, Jesus müßte solches seinen Jüngern verwehren. Zur Antwort gab er ihnen das Wort von den Steinen, die schreien werden. Der Text gehört zur Perikope des Palmsonntags. Am Palmsonntag wurde Erzbischof Romero begraben. Zehntausende scheuten nicht die Mühen einer Tages- und Nachtreise zu Fuß, sie nahmen auch das Risiko auf sich, in der Hauptstadt selber Opfer der Gewalt, des Terrors und der Panik zu werden. Möglicherweise empfanden sie dieses Risiko aber als nicht viel größer denn die Schrecken, die die Guardia Civil und die Spitzelorganisation «Orden» auch auf dem Land draußen verbreiten. Die Mütter, die verschwundene, verstümmelte und ermordete Söhne beklagen, und die mit deren Fotos in der Hand immer wieder den Erzbischof aufgesucht hatten, kamen jetzt in Scharen, um von ihrer letzten Hoffnung Abschied zu nehmen. Ohnehin den Tod – und welchen Tod! – vor Augen, hatten sie vielleicht auch die Worte in den Ohren, die die herbe Nüchternheit des Erzbischofs kennzeichnen: «Sterben müssen wir alle. Wenn für eine gute Sache, um so besser.»

EL SALVADOR

Erzbischof Romeros Zeugnis: Der Schrei des Volkes fand seine Sprache in der Stimme des Erzbischofs – Der ihm zugefallenen Verantwortung zur freien Meinungsäußerung wich er nicht aus – Sein Einsatz für die elementären Lebens- und Freiheitsrechte zog Verfolgung der Kirche nach sich – Die Kraft des Evangeliums in der realen Situation der Gewalt – Der Appell an den Menschen unter den Waffen kostete ihm das Leben.

Ludwig Kaufmann

ARBEITSRECHT

Aussperrung Ja oder Nein?: Deutsches Bundesarbeitsgericht vor schwieriger Entscheidung – Punktstreik-Strategie der Arbeitnehmer stößt auf Widerstand durch Aussperrung seitens Arbeitgeber – Oswald v. Nell-Breuning konfrontiert mit Argumentation der Gewerkschaften – Um die Chancengleichheit in den Kampfmitteln – Ziel des Kampfes darf nicht die Vernichtung des Gegners sein – Gegen Maßlosigkeit sowohl in der Deutung der Koalitionsfreiheit als auch in der Aussperrungspraxis.

Franz-Josef Trost, Hamburg

NACHERZÄHLUNG

Ein Midrasch von Adam und Eva: Die Bibel rabbinisch hinterfragt und ausgeschmückt – Ein Paradies der Langeweile? – Gott so gegenwärtig, daß Adam ihn gar nicht spürt – Dem Drama zuliebe muß Eva auf die Bühne – Warum gerade aus der Rippe? – Überirdische Eifersucht auf das glückliche Paar – Adams Wunsch, in seiner eigenen Tragödie die zweite Rolle zu spielen.

Elie Wiesel, Boston USA

DOKUMENTE

Brief zur Vertrauenskrise Lehramt/Theologie: 148 Theologen schreiben an Kardinal Höfner – Sind Bischöfe zu Schiedsrichtern im Methodenstreit bestellt? – Freiheit zum Sachzwang kann es nie genug geben – Diskussion als Instrument zur Wahrheitsfindung – Rolle der wissenschaftlichen Theologie in der Ökumene und an der Universität – Um den Wahrheitsanspruch des Glaubens – Besorgnis über den veränderten Stil kirchlicher Autorität.

Zürcher Appell wider die Resignation: Kirchlich engagierte Laien, Ordensleute und Priester wehren sich gegen die Tendenzwende – In Bereichen wie Bußpraxis, Ehepastoral, Frauenfrage, Laisierungen und Ökumene darf die Erneuerung nicht gestoppt werden – Betroffene nicht allein lassen – Für eine Kirche der achtziger Jahre, in der auch junge Menschen dabeisein können.

BUCHBESPRECHUNG

F.J. Schierses Leitfaden zu NT und Christologie: Antwortcharakter der NT-Schriften – Plastisches Bild der Entwicklung des jungen Christentums – Einübung in neuzeitlich-theologisches Denken.

Pietro Selvatico, Fribourg

Die gute Sache war für den Erzbischof die Verbesserung der Lebensbedingungen der armen Landbevölkerung. Als ich vor einem Jahr in Puebla mit ihm sprechen konnte, nannte er mir folgende Zahlen der offiziellen Regierungsstatistik über das «Campo Salvadoreño»: 63 Prozent der Familien (mit durchschnittlich 6 Personen) verdienen weniger als 300 Dollar im Jahr! 53 Prozent der Bevölkerung kommen nur auf 1325 Kalorien im Tag. Unterernährung ist mit 30 Prozent eine der häufigsten Todesursachen. Hier liegen, so fügte der Erzbischof hinzu, die wahren Ursachen der Gewalt!

Die gute Sache war ihm auch jeder Zuwachs an Menschenwürde, an Solidarität und gemeinschaftlicher Selbsthilfe. Deshalb unterstützte er eine Form der Evangelisierung, die mit Bewusstseinsbildung Hand in Hand ging, und zum Wiederaufleben der seit 1932 als illegal erklärten genossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Ligen der Landarbeiter (Campesinos) führte.

So begann die Kirchenverfolgung

Einer, der in dieser Richtung mit Erfolg arbeitete, war der Jesuitenpater *Rutilio Grande*, Pfarrer von Aguilares, einem Marktort in der Gegend der Zuckerplantagen. *Rutilio Grande* wurde am 12. März 1977 auf der Fahrt zur Messe in seinem Heimatort Paisnal von einem paramilitärischen Kommando überfallen und samt einem 65jährigen Katechisten und einem 14jährigen Ministranten niedergeschossen. Ich habe die Stelle, wo drei kleine Kreuze in der staubigen Hecke am Strassenrand an diese Bluttat erinnern, selber besucht und bin auch in der Kirche von Paisnal vorn beim Altar vor den drei Grabplatten mit den Namen der Getöteten gestanden. Jener 12. März, der jetzt getreu einem der letzten Worte *Rutilio Grandes* – «Wenn sie mich umbringen, weint nicht, sondern bringt viele Blumen» – alljährlich gefeiert wird, war der Anfang des Blutzugnisses der salvadorianischen Kirche, es war auch der Anfang der dezidierten Verteidigung der katholischen Landarbeitergewerkschaft (FEC-CAS) durch Erzbischof Romero. Sowohl er selber wie die Jesuiten sind darob immer wieder der Unruhestiftung bezichtigt worden.

Den Vorwurf erhob nicht nur der durch Wahlbetrug 1976 an die Macht gekommene Präsident, *Carlos H. Romero*, sondern auch der dem Regime nahestehende Bischof von San Vicente, Mgr. *Aparicio* (u. a. in einem Interview, das er in Puebla gab: vgl. *Orientierung* 1979, Nr. 3, S. 29f.). Erzbischof Romero hatte das Koalitionsrecht der Landarbeiter und die Arbeit der Jesuiten in einem ausführlichen Hirtenschreiben vom August 1978 verteidigt. Er überschrieb es «Die Kirche und die politischen Volksorganisationen». Als Mitverfasser zeichnete der frühere Weihbischof von San Salvador, damals neuernannter Bischof von Santiago de Maria, Mgr. *Rivera*. «Mit diesem Bischof stehe ich in voller Gemeinschaft», sagte mir der Erzbischof in unserem Gespräch. *Rivera* war der erste Bischof, der 1977 formelle Todesdrohungen erhielt, ja auf den zusammen mit einer Reihe von Ordensleuten, Priestern und Katechisten Jagd gemacht wurde, so daß er sich verstecken mußte (vgl. *Orientierung* 1977, S. 121: S. O. S. El Salvador). Die Spaltung der Bischofskonferenz (2:4) war notorisch. Da sich zumal Bischof *Aparicio* immer wieder mit der Regierungsequipe zeigte – bunte Titelbilder auf den Zeitungen bezeugten dies – war die Behauptung, in El Salvador werde «die Kirche» verfolgt¹, stets angefochten. Erzbischof Romero selber sagte mir in seiner sachlichen Art:

«Eine offizielle Verfolgung in El Salvador gibt es nicht. Denn mit einigen Bischöfen und Priestern – dieses Faktum trägt zur Verwirrung bei – steht der Präsident recht gut. Ich kann deshalb nur für meine Erzdiözese *San Salvador* sprechen: Bei mir wird verfolgt – mit Tötung, mit Folterung, mit Ausweisung, und die Opfer sind die christlichen Gemeinschaften. Aber hinter der Kirchenverfolgung steckt die Unterdrückung der Menschenrechte. Die Kirche hat die Sendung, die Menschenrechte zu verteidigen, und deshalb ist es eine Verfolgung der Kirche. Die Kirche wird immer dann verfolgt, wenn sie ihre evangelische Sendung zu verwirklichen sucht, wenn sie praktische Konsequenzen aus ihrer Botschaft, bzw. hier und jetzt aus den Beschlüssen von Konzil und Medellín zieht.»

Unser Gespräch datiert, wie gesagt, von der Bischofsversammlung in Puebla. Während dort einerseits 53 Bischöfe einen bewe-

genden Brief an Erzbischof Romero zu seiner Unterstützung unterschrieben, blieb es noch im Ungewissen, welche Stellung der Papst einnehme. «Für den Papst», sagte mir der Erzbischof, «muß die Situation zweifelhaft sein, da ja Bischof *Aparicio* als Präsident der Bischofskonferenz eine andere Richtung vertritt.» Tatsächlich scheint die Haltung im Vatikan längere Zeit durch Anzeigen gegen Romero und durch Informationen des päpstlichen Nuntius bestimmt worden zu sein. So hieß es denn auch in mehreren Nachrufen, Romero sei nach Rom «zitiert» und dort «ermahnt» worden, sich mehr um die «Seelsorge» statt um die «Politik» zu kümmern. Für eine erste Phase des jetzigen Pontifikats, in welchem die «Regie» für Lateinamerika immer noch bei Kardinal *Baggio* (Präsident des CAL) liegt, dürfte dies zutreffen. Aber am 30. Januar dieses Jahres, als Romero zum Empfang der Ehrendoktorwürde der Universität Löwen erneut nach Europa reiste, wurde er in Rom von Johannes Paul II. in Privataudienz empfangen und fand den Papst, wie er selber nachher zur Presse sagte, über die Lage in seinem Land «gut informiert».

Papst Wojtyła ermutigte ihn, die «Verteidigung der sozialen Gerechtigkeit» fortzusetzen und auf der Linie der «bevorzugenden Option für die Armen» weiterzugehen. Der Papst machte allerdings auch auf die «Gefahren einer ideologischen Infiltration durch den Marxismus» aufmerksam, wodurch der «christliche Glaube im Volk ausgehöhlt» werden könnte. Mgr. Romero äußerte dazu seinerseits, daß er in dieser Hinsicht sehr auf die nötige «Balance» bedacht sei. «Aber», so fügte er hinzu, «ich habe dem Papst auch gesagt: es gibt einen Antikommunismus, der nicht auf die Verteidigung der Religion, sondern des Kapitals aus ist: der Antikommunismus von rechts».

Der Erzbischof, die Junta und die Gewalt

Hat sich somit die innerkirchliche Stellung von Erzbischof Romero seit unserem Gespräch geklärt und hat er das Vertrauen des Papstes gewonnen, so ist seine politische Rolle seit dem Sturz des Präsidenten Romero am 15. Oktober 1979 sehr viel schwieriger und in dem Maße unklarer geworden, als sich die neue Junta selber von Monat zu Monat mehr von ihrem Programm entfernte, in ihrer zivilen Zusammensetzung zerbröckelte, und, zwischen links und rechts zerrieben, die Macht an die verbliebenen Militärs verlor.

Es ist hier nicht der Ort, noch besteht für uns die Möglichkeit, in die Hintergründe des noch keineswegs aufgeklärten Oktoberputsches (Mitwirkung der USA?) hineinzuleuchten: Unbestritten ist, daß der Erzbischof den Willen zur Demokratisierung, zur Agrarreform und zur Nationalisierung der Banken begrüßte, daß er aber auch andererseits bis zuletzt die USA aufforderte, von Waffenlieferungen an die Junta abzusehen, da sie doch nur der Repression des Volkes dienen. Seine anfängliche Unterstützung der Junta trug ihm nun allerdings die Gegnerschaft jener Linksgruppen ein, die im Oktoberputsch die Vereitelung eines Volksaufstandes sahen.

Mit der Demission der christdemokratischen Junta-Mitglieder, deren Programm der Erzbischof gebilligt und deren Männer er sogar «die Besten im Land» genannt hatte, sahen sich die Linksgruppen insofern bestätigt, als nun zu Beginn dieses Jahres der Druck von und die Kehrtwendung nach rechts offenbar wurden. Der Erzbischof äußerte in seinem bereits erwähnten Pressegespräch Anfang Februar (*Le Monde* 7. 2. 80), daß es «nicht der Kirche zustehe, über die Stunde des Aufstands zu befinden». Aber, so fügte er hinzu, die Kirche wird den gewaltsamen Aufstand dann nicht zu verurteilen haben, «wenn alle friedlichen Mittel zu einer Entwicklung auf die soziale Gerechtigkeit hin erschöpft sind und die Verheerungen, die ein Aufstand verursacht, im Vergleich zur derzeitigen Situation das kleinere Übel wären». Beim Scheitern der jetzigen Regierung, so fügte Romero hinzu, würde auf jeden Fall «die Stunde zur legitimen Gewaltergreifung des salvadorianischen Volkes schlagen».

Für uns Außenseiter sind solche Äußerungen schwer zu werten, da wir das Verhältnis zwischen der abstrakt formulierten («klassischen») Regel der Moral zur konkreten Situation überhaupt nicht abschätzen können. Erzbischof Romero sagte mir noch vor einem Jahr zum Thema Gewalt folgendes: «Die Gewalt (hier gemeint: die Gewalt von unten) löst nichts. Sie ist erklärlich, aber nicht wirksam. Sie ist kein Weg, so wenig wie die

¹ Vgl. Verfolgung der Kirche in El Salvador, amnesty international, Juni 1979 (Weiteres Material zu El Salvador: Postfach 1124, D-7400 Tübingen).

Repression: die hilft auch nichts.» Das ist ungefähr die Position, wie man sie auch aus dem Mund von Erzbischof Helder Câmara hören kann, der allerdings hinzufügt, daß, angesichts der Stärke der Gewalt von oben, die Gewalt von unten einfach keine Chancen habe. Für Mittelamerika sieht die Sache allerdings seit der Revolution in Nicaragua etwas anders aus – mindestens im Augenblick, wenn man so sagen darf. Daß es aber auch für die Kirche in solcher Situation kein völliges Entrinnen aus der Gewalt gibt, mußte ich wenige Tage nach meinem seinerzeitigen Puebla-Gespräch mit Erzbischof Romero erfahren, als ich mich selber in El Salvador befand.

Ein Pater, der mich dort nach Aguilares begleitete, erzählte mir von seinem letzten Krankenbesuch in einem abgelegenen Dorf. Er war von einem Bauer abgeholt worden, der ihn nun auf seinem Weg begleitete. Im Gehen entdeckte der Pater unter dem weiten Mantel des Bauern eine Waffe und Munition. Der Pater erinnerte sich an den Überfall auf Rutilio Grande und fragte den Bauern: «Du meinst, damit könntest Du mich gegen das Schnellfeuer der «Weißen Krieger» beschützen?» – Der Bauer winkte dem Pater, über die Hecke zu gucken: im Abstand von 80 bis 100 Metern lief sowohl zu ihrer Linken wie zu ihrer Rechten je noch ein Bauer in der gleichen Richtung übers Feld. «Aber», so rief der Pater, «ich will doch nicht mit einer bewaffneten Patrouille im Dorf ankommen.» «Wir aber», so entgegnete der Bauer, «wollen, daß Du überhaupt ankommst und wir unseren Pfarrer behalten können.»

Der Hintergrund von all dem ist, daß kaum eine politische Bewegung in El Salvador gibt, die nicht irgendwie und irgendwo letzten Endes so etwas wie einen bewaffneten Arm oder Ausläufer hätte. Welche Rolle in solcher Lage die Kirche doch wahrnehmen kann, wurde mir deutlich, als ich die Pfarrei im bereits erwähnten Aguilares besuchte, in dessen Kirche heute noch ein 1977 von Kugeln durchlöcherter Tabernakel von der damaligen brutalen Besetzung durch das Militär Zeugnis ablegt.

In seiner Predigt nahm der Pfarrer Bezug auf ein schwerwiegendes Vorkommnis der vorausgegangenen Woche: die Ermordung eines Spitzels der Rechtsorganisation ORDEN, der alle Leute notiert hatte, die zum Pfarrer gekommen waren. «Es ist wahr», rief der Pfarrer aus, «er war ein Feind der Kirche. – Trotzdem durftet ihr ihn nicht umbringen: Erstens, weil dies nicht die Art Jesu ist, zweitens, weil als Reaktion darauf man nur noch mehr von unseren Gemeinschaften zerstören wird.» Der Pfarrer hätte allen Grund gehabt, anders zu reden. Zwei Wochen zuvor war sein Freund und Studienkamerad *Octavio Ortiz* frühmorgens beim Aufstehen in einem Exerzitienhaus zusammen mit den noch schlafenden Jugendlichen überfallen und zusammengeschossen worden. Im Jahr zuvor war bereits ein zweiter Studienkamerad einem Mordanschlag zum Opfer gefallen, und da es von seinem Jahrgang nur drei Priester gab, war er der einzige Überlebende. Erzbischof Romero hatte ihn, da die Jesuiten von der Armee vertrieben worden waren, als Pfarrer im gefährdeten Aguilares eingesetzt. Trotzdem sprach er nun so und nicht anders.

«Ermordet und auferstanden»

Auch seit dieser Predigt ist nun mehr als ein Jahr vergangen. Der Jahrestag der Ermordung des Priesters Ortiz am 20. Januar und der Jahrestag des Todes von Pater Rutilio Grande am 12. März wurden heuer mit großer Bewegung begangen. Über das Gedenken von Pater Rutilio setzte die Zeitschrift des Erzbistums das Johanneswort vom Weizenkorn, das erst im Sterben seine reiche Frucht bringt. Zum Gedächtnis von Octavio Ortiz und vier mit ihm getöteter Jugendlichen aber gab der Name des überfallenen Hausers, «Desperta» (Auferweckung), das symbolische Stichwort ab. «Martyrer der Auferstehung» lautete denn auch die Schlagzeile. Ja unter das Bild des jungen Priesters setzte man die folgenden Worte:

P. Octavio Ortiz
Campesino
Sacerdote y Martir
Fue asesinado y resucitó: 20 Enero 1979.

(Landarbeiter, Priester und Martyrer, ermordet und auferstanden: 20. 1. 1979)

Das letzte Wort, das uns verblüffen mag, klingt *dort* anders als bei uns, dort, wo Erzbischof Romero schon zu Beginn der Verfolgung (nach dem Tod von Rutilio Grande) von Auferstehung gesprochen hatte und wo er noch kürzlich den Satz über das Sterben für eine gute Sache wiederholte und hinzufügte: «Wenn

einer umkommt, stehen zehn auf.» Tatsächlich hat das Weizenkorn von 1977 alsbald eine reiche Frucht von einheimischen Priester- und Ordensberufen gezeitigt, wie es sie in El Salvador überhaupt noch nie gegeben hat. «Jetzt, wo es gefährlich ist, kommt die Jugend zu uns»: so hat mir der Erzbischof gesagt. Nicht nur das Leid und die Verzweiflung, auch der Wille, dem allem zu wehren, strömte aus Stadt und Land bei ihm zusammen. In der kurzen Zeit von drei Jahren ist er so zum Zeugen nicht nur der Unterdrückung sondern auch der Hoffnung eines ganzen Volkes geworden. Möge nach Tod und Begräbnis des Erzbischofs – so niederschmetternd die Begleitumstände im Augenblick erscheinen – sein Beispiel überall in der Welt dasselbe Wirklichkeit werden lassen, was seine «Orientierung» vom 23. März, dem Tag vor seiner Ermordung, als «Todesursache» und «Ideal» seines Freundes Rutilio Grande bezeichnet hat: «Eine tiefgreifende, seelsorglich-prophetische Arbeit der Bewußtseinsbildung zur Formung von wahrhaftigen Gemeinschaften des Glaubens, der Hoffnung und der gegenseitigen Liebe: in Anerkennung der Würde, die jeder als Person hat, der Grundrechte, die allen als Menschen eignen, sowie der ganzheitlichen Förderung, die sie im Miteinander finden können.»

Ludwig Kaufmann

Aussperrung: Ja oder Nein?

Der Erste Senat des Bundesarbeitsgerichts in Kassel hat am 24. und 25. März erneut über die Zulässigkeit von Aussperrungen verhandelt. Es geht um Revisionen von Massenklagen aus zwei Arbeitskämpfen des Jahres 1978: dem Lohntarifkonflikt in der Metallindustrie von Nordwürttemberg/Nordbaden sowie der bundesweiten Auseinandersetzung um einen Rationalisierungsschutz in der Druckindustrie. Beide Arbeitskämpfe hatten mit Streiks einzelner Betriebe (Schwerpunktstreiks) begonnen, worauf die Arbeitgeber mit Aussperrung auch in den nichtbestreikten Betrieben (Flächenaussperrung) antworteten, in der Druckindustrie sogar bundesweit. Nun versucht u. a. die Gewerkschaft Druck und Papier in Vertretung ihrer Arbeitnehmer aus den Betrieben, in denen zwar nicht gestreikt, aber ausgesperrt wurde, den in der Zeit der Aussperrung nichtbezahlten Lohn einzuklagen (Aussperrung: der arbeitswillige Arbeitnehmer wird vom Arbeitgeber von der Arbeit ausgesperrt; folglich wird ihm auch kein Lohn ausbezahlt). Damit steht das Thema Aussperrungsverbot erneut zur Diskussion. Die Zulässigkeit der Aussperrung wurde vom Ersten Senat des Bundesarbeitsgerichts bereits zweimal (1955 und 1971) grundsätzlich bejaht. Wird der Senat seine beiden Entscheidungen nun revidieren oder wird er dabei bleiben und nur das Maß an Aussperrungsfreiheit zum Schutz der Arbeitnehmer einschränken? Das Urteil wird in einigen Wochen erwartet. Je nach Ausgang des Urteils wird die unterlegene Seite den Streitfall vor das Bundesverfassungsgericht bringen.

Im folgenden konfrontieren wir die Auffassung der Gewerkschaften mit der *Oswald v. Nell-Breunings*, des Nestors der katholischen Soziallehre. Obwohl v. Nell-Breuning ein Freund der Gewerkschaften ist und mit ihnen die wirtschaftliche Mitbestimmung durchgefochten hat, vertritt er in der Frage der Aussperrung eine andere Meinung als die Gewerkschaften.

Nell-Breuning hat seine Gedanken zur Aussperrung in der Zeitschrift «Stimmen der Zeit» (Jan. 1980, S. 3-16) dargelegt. Dieser Aufsatz ist als Sonderdruck in einer Auflage von 11 000 Exemplaren Vertretern der politischen, juristischen, wirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Prominenz zugegangen. Sowohl dieser Vorgang als auch die Tatsache, daß die Urteilsbegründung des Bundesverfassungsgerichts zur Frage der wirtschaftlichen Mitbestimmung die Gedanken Nell-Breunings an entscheidender Stelle wiedergibt, allerdings «umgegossen in die Fachsprache des Verfassungsrechts», wie er selbst sagt, scheinen uns ein hinreichender Anlaß zu sein, im Streit um die Aussperrung die Argumente der Gewerkschaften mit denen eines prominenten Vertreters der katholischen Soziallehre zu konfrontieren.

Die Meinung der Gewerkschaften läßt sich auf die Kurzformel bringen: Streik – ja, Aussperrung – nein. *Heinz Oskar Vetter*, der Vorsitzende des DGB, meint, daß die Aussperrung auf den Müllhaufen der Geschichte gehört. Die Gewerkschaften führen für ihre Auffassung eine Reihe von Gründen an: Zunächst einmal weisen sie auf die *Hessische Verfassung* von 1946 hin. Darin ist die Aussperrung für das Land Hessen ausdrücklich verboten. Weiter beziehen sich die Gewerkschaften auf Artikel 9, Absatz 3 des *Grundgesetzes*. Dieser Absatz gewährleistet zwar nur das Koalitionsrecht zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen. Von Streik und Aussperrung steht darin nichts. Aber da das Koalitionsrecht vornehmlich dem Schutz der Arbeitnehmer dient, folgern die Gewerkschaften, daß Koalitionsrecht ohne Streikrecht nur eine halbe Sache sei. Erst die Verbindung von beiden Rechten verschafft den Arbeitnehmern gegenüber den Arbeitgebern eine ebenbürtige Machtposition. Dieses Machtgleichgewicht würde sich aber zu Ungunsten der Arbeitnehmer verändern, wenn die Arbeitgeber für sich das Kampfmittel Aussperrung beanspruchten. Schließlich weisen die Gewerkschaften darauf hin, daß die Aussperrung als Flächenaussperrung die Streikkasse der Gewerkschaften überstrapazieren würde. Dies könnte das Ende der Gewerkschaften sein.

Der Angriff auf die Streikkasse

Dem aktuellen Streit um die Aussperrung liegen die Erfahrungen zugrunde, die die Gewerkschaften mit ihrer neuen Strategie der Schwerpunktstreiks gemacht haben. Solche Punktstreiks, in denen nur einzelne Betriebe eines Tarifbezirks oder nur die Schaltstellen eines Betriebes bestreikt werden, erzielen dieselbe Wirkung wie kostspielige Flächenstreiks. Sie schonen also die Streikkasse und lassen sich deshalb beliebig verlängern. Die Arbeitgeber haben zu dieser Gewerkschaftsstrategie eine Gegenstrategie entwickelt. Sie antworten mit Flächenaussperrung. Darin sehen die Gewerkschaften einen direkten Angriff auf ihre Streikkasse. Sie wäre bald leer.

Nell-Breuning findet, unter diesem Gesichtspunkt würde «die Gewerkschaft den Arbeitskampf nur noch als finanztechnisches Pokerspiel» verstehen. Träfe es allerdings wirklich zu, daß als Folge der Flächenaussperrung die Streikkasse sich leert, dann «wäre in der Tat», so räumt er ein, der Bestand der Gewerkschaften «gefährdet und folgerecht unser ganzes System der Sozial- und Tarifpartnerschaft, das die Funktionsfähigkeit beider Partner voraussetzt, in Frage gestellt». Untersucht man aber die finanziellen Auswirkungen der bisherigen Flächenaussperrungen, dann bestätigt sich die Befürchtung der Gewerkschaften keineswegs. Die Gewerkschaften haben Zahlen über die Höhe der Kosten, die ihnen infolge der Flächenaussperrung entstanden sind, veröffentlicht. Legt man die Kosten auf die Zahl ihrer Mitglieder um, dann kommt auf jedes Mitglied die Summe von vielleicht drei Stundenlöhnen. Nüchtern konstatiert v. Nell-Breuning, «daß der Angriff auf die Streikkasse die Gewerkschaft an empfindlicher Stelle trifft, aber weit davon entfernt ist, ihren Bestand zu gefährden oder gar tödlich zu sein».

Störung des Machtgleichgewichts?

Von größerem Gewicht ist das Argument der Gewerkschaften, die Aussperrung verstoße gegen das Prinzip der Chancengleichheit, sie verändere die Machtpositionen zu Lasten der Arbeitnehmer. Trifft diese Vorstellung zu?

In der Bundesrepublik herrscht Tarifhoheit. Die beiden Tarifpartner regeln ihre Angelegenheiten in eigener Verantwortung und Machtvollkommenheit. Der Staat hält sich da heraus. Eine Einigung der beiden Tarifpartner soll vornehmlich auf friedlichem Weg erzielt werden. Wenn dies nicht möglich ist, ist der Arbeitskampf zulässig. «Das Ziel des Kampfes», so v. Nell-Breuning, darf jedoch «nicht die Vernichtung des Gegners sein; er darf notfalls bis zur Kampfunfähigkeit niedergekämpft wer-

den, aber auch der kampfunfähige Gegner hat Anspruch auf faire Behandlung; er darf nicht ausgelöscht, vielmehr muß mit ihm ein Tarifvertrag geschlossen werden, der ihm die Lebensfähigkeit beläßt». Den Arbeitskampf als Mittel in den tarifpolitischen Auseinandersetzungen kann der Staat nur unter Voraussetzung der Chancengleichheit zulassen. «Beide streitenden Teile», so v. Nell-Breuning, müssen «mit einigermaßen gleicher Aussicht auf Erfolg in den Kampf eintreten können». Jede Seite muß über wirkliche Kampfmittel verfügen können, damit nicht die eine der Willkür der anderen ausgeliefert ist.

So überzeugend diese Forderung nach dem Machtgleichgewicht ist und von niemandem – auch nicht von den Gewerkschaften – bestritten wird, das Problem beginnt erst bei der konkreten Feststellung der Chancengleichheit. Ganz abgesehen davon wird man ein definitives Gleichgewicht kaum erreichen können, weshalb v. Nell-Breuning von einem «labilen Gleichgewicht» spricht.

Die tarifpolitische Entwicklung in der Bundesrepublik ist bisher weitgehend friedlich verlaufen, dies nicht zuletzt deswegen, weil beide Partner den Arbeitskampf scheuten. Wie hätten sie dies tun können, wenn sie sich nicht gegenseitig als gleich starke Partner respektierten, die voreinander nicht zu kriechen brauchen. Jeder Seite ist die Gefährlichkeit des Kampfmittels der anderen Seite bewußt. Es genügt bereits, mit dem Säbel zu rasseln, um der eigenen Forderung Nachdruck zu verleihen. Demnach galten bisher Aussperrung und Streik allgemein als gleichwertige oder doch zumindest als fast gleichwertige Kampfmittel.

Nun scheint die neue Strategie der Gewerkschaften mit ihren Schwerpunktstreiks, auf die die Arbeitgeber mit ihrer Gegenstrategie der Flächenaussperrung reagieren, die bisher bestehende mehr oder minder ausgewogene Balance zwischen den Kampfmitteln ins Wanken gebracht zu haben. Worin mag die Störung des Gleichgewichts liegen? Hat das neue Vorgehen von Gewerkschaften und Arbeitgebern nur dazu geführt, daß die beiden Kampfmittel mit unterschiedlichen Folgen angewendet werden, oder auch dazu, daß es sich bei ihnen tatsächlich bereits um ungleiche Mittel handelt, was die Gewerkschaften behaupten? Anders ausgedrückt: Ist nur das Prinzip der Verhältnismäßigkeit oder auch das der Chancengleichheit, des Machtgleichgewichts betroffen?

In der Strategie der Gewerkschaften sieht v. Nell-Breuning im Unterschied zu anderen Kritikern nichts Rechtswidriges. «Warum», so fragt er, «sollen die Gewerkschaften mehr Truppen in den Kampf schicken, als erforderlich sind, um das Kampfziel zu erreichen?» Ins Unrecht würden sich die Gewerkschaften seiner Meinung nach erst dann setzen, wenn sie den Arbeitgebern zumuteten, diese Art des Angriffs wehrlos über sich ergehen zu lassen. In der Tat wird den Arbeitgebern das Recht auf Gegenmaßnahmen von den Gewerkschaften nicht bestritten. Der Streit geht nur darum, welche Gegenmaßnahmen und in welchem Umfang diese erlaubt sind, ob zum Beispiel Arbeitnehmer, die am Streik nicht unmittelbar beteiligt sind, einfach ausgesperrt werden können.

Folgerungen aus der Koalitionsfreiheit (Grundgesetz)

Ihr entscheidendes Argument gegen die Aussperrung leiten die Gewerkschaften aus dem bereits genannten Artikel 9, Absatz 3 des Grundgesetzes ab. Da sie diesen als Schutzgesetz zugunsten der Arbeitnehmer verstehen, folgern sie daraus, daß die Auslegung nach Regeln zu erfolgen hat, die dem Schutzgesetz gerecht werden. Daran ist «etwas Richtiges», sagt v. Nell-Breuning, «nur ist der richtige Gedanke maßlos überzogen». Richtig ist, daß der einzelne Arbeitnehmer gegenüber seinem Arbeitgeber in der schwächeren Position ist, daß also die Koalitionsfreiheit vornehmlich dem Arbeitnehmer zugute kommt. Daraus aber zu folgern, wie es die Gewerkschaften tun, daß die Koalitionsfreiheit den Arbeitnehmern wenig nütze, da auch die Arbeitgeber sich ihrer bedienen, klingt wenig glaubhaft. Denn unsere Gewerkschaften gehen mit den ihnen gegenüberstehen-

den Arbeitgeberverbänden doch sehr machtbewußt um. Von Ohnmacht gegenüber den Arbeitgebern kann keine Rede sein.

Artikel 9, Absatz 3 des Grundgesetzes ist also nicht so einseitig zu interpretieren, wie die Gewerkschaften meinen. Zwar läßt sich aus der Tatsache, daß die Koalitionsfreiheit vornehmlich der Arbeitnehmerschaft zugute kommt, ableiten, daß man ihr mit größerem Wohlwollen begegnet als der Arbeitgeberseite. «Dagegen», so v. Nell-Breuning, «aus Artikel 9, Absatz 3 GG ein Schutzgesetz zu machen, das als solches den Streik mehr oder weniger unbesehen legitimiert, dagegen die Aussperrung unter Verbot stellt, hat weder in den Tatsachen noch in der geschichtlichen Entwicklung noch im Grundgesetz eine Grundlage».

Die verfassungsrechtliche Wirklichkeit stellt das Bundesarbeitsgericht vor keine leichte Aufgabe. Bestimmt wird es, wie v. Nell-Breuning meint, «die menschliche Seite der Angelegenheit aufgreifen». Es wird deshalb auf dem Weg der bisherigen Rechtsprechung fortfahren, d. h. den Spielraum der Arbeitgeber zum Schutze der Arbeitnehmer einengen, um nachteilige Auswirkungen

gen auf Arbeitnehmer, die nicht am Arbeitskampf beteiligt sind, in Zukunft zu vermeiden. «In dieser Richtung», so v. Nell-Breuning, «bestehen durchaus Möglichkeiten, aber auch ein echtes humanitäres Bedürfnis».

Für Oswald v. Nell-Breuning besteht in der Bundesrepublik noch ein «Übermaß an Aussperrungsfreiheit». Dies kann und sollte nach seiner Meinung abgebaut werden. Vorschläge dazu sollten die Gewerkschaften dem Bundesarbeitsgericht unterbreiten. Ein solches Vorgehen müßte nicht bedeuten, daß die Gewerkschaften auf ihre Überzeugung, die Aussperrung sei grundgesetzwidrig, verzichtet hätten. Vorrangig sei aber zunächst, das Übermaß an Aussperrungsfreiheit abzubauen.

Denn die Aussperrung selbst läßt sich wohl nur zusammen mit dem Streik aus der Welt schaffen, «sei es durch staatlichen Hoheitsakt, sei es durch ein Friedensabkommen». Diese seine These verbindet v. Nell-Breuning mit dem Hinweis auf die schweizerische Maschinen- und Metallindustrie: sie lebt bereits seit Jahrzehnten (wie inzwischen die meisten übrigen Branchen) mit einem solchen Friedensabkommen. F.-J. Trost, Hamburg

Jüdische Geschichten von Adam und Eva

Von dem französisch schreibenden jüdischen Schriftsteller *Elie Wiesel* erscheint in diesen Tagen – als deutsche Übersetzung des Originals von 1975 – ein faszinierendes Buch: *Adam oder das Geheimnis des Anfangs*. Brüberliche Urgestalten (übertragen von Hanns Bücker, Herder-Verlag Freiburg 1980, 232 Seiten, DM 29.80). Wiesel läßt in dieser «Célébration biblique» (so der Originaltitel) zentrale alttestamentliche Gestalten und Szenen erzählerisch wiedererstehen: Adam und Eva, Kain und Abel, Isaaks Opferung, Jakob, Josef, Mose und schließlich Ijob. Diese Figuren haben nach Wiesels Vorwort «sein Leben geprägt», und er versucht nun, «von den Texten der Bibel und des Midrasch ausgehend, ihre Porträts zu zeichnen und in die Gegenwart zu stellen». *Midrasch* ist das entscheidende Stichwort: es bezeichnet einen rabbinischen Bibelkommentar; zahlreiche dieser ursprünglich mündlichen Auslegungen sind schriftlich niedergelegt worden und auf uns gekommen. Aber in einem weiteren Sinn heißt Midrasch «Interpretation, Illustration, schöpferische Phantasie» (Wiesel): Textauslegung als Nacherzählung, und zwar nicht sklavisch, sondern mit überschäumender Fabulierlust. Die biblischen Texte werden hinterfragt – aber immer in narrativer Manier, einfach durch das Erzählen einer neuen, illustrierenden oder auch kontrastierenden Geschichte; Möglichkeiten, die der Bibeltext gar nicht im Sinne gehabt hat oder die darin allerhöchstens schlummern, werden in bunten Farben entwickelt und liebevoll ausgemalt. – Diese Erzählkunst, die Wiesel zu der seinen gemacht hat, soll der folgende Vorabdruck dokumentieren. In diesem Auszug aus dem ersten, Adam und Eva gewidmeten Kapitel (S. 21 ff.) kommt die zuweilen humoristische Unbefangenheit des Midrasch dem «heiligen Text» gegenüber mehr als anderswo zum Ausdruck: sehr menschlich geht es da zu – und auch der heilige, angeblich so unnahbare Gott des Alten Testaments macht dabei keine Ausnahme... C.L.

ADAM HATTE LANGEWEILE im Paradies, das vermerken alle Texte. Ihm allein gehörte das Universum, er hatte keine Wünsche, dachte an nichts und niemand. Er ist glücklich, selig und vor seinem Sündenfall völlig uninteressant. Keine Wolke trübt sein Dasein, kein Schatten verfolgt ihn, er ist der Welt und sich selbst gegenüber gleichgültig. Nicht die Spur von einer bösen Ahnung oder Unruhe. Gottestrunken und gotterfüllt ist er in Gott mit Gott vereint und hat daher auch nicht das Bedürfnis, nach Gott zu suchen, ihm zu dienen, ihn zu erfassen, sich mit ihm zu versöhnen. Gott ist für ihn so gegenwärtig, daß er seine Gegenwart gar nicht spürt. Er denkt nicht einmal an Gott; denn Ursprung und Sitz seines Denkens sind ganz von Gott durchdrungen.

Ein solches Leben stellt man sich freudlos, spannungslos und ohne Reiz vor. Adam ließ sich wie Gott von den Engeln bedienen, der eine bereitete ihm das Fleisch zu und der andere probierte seinen Wein. Von Zeit zu Zeit lud Gott ihn zu Spaziergängen ein und zeigte ihm die sichtbaren und unsichtbaren Schönheiten der Natur: «Sieh dir das gut an, Adam. Für dich allein habe ich diese Unendlichkeit erdacht. Gib acht, zerstöre nichts und beschädige nichts; denn nach dir wird niemand es wieder instandsetzen». Eine überflüssige Mahnung; denn Adam dachte wohl kaum daran, irgendetwas zu zerstören oder auch nur umzustellen. Er akzeptierte alles und sich selbst auch.

Wie hätte Satan da nicht eifersüchtig werden sollen? Satan war damals nicht irgendeiner. Er war ein einflußreicher Engel, hielt sich zur Rechten Gottes, der ihn seinen Standesgenossen vorzog; denn Gott mochte seine Fantasie und sah ihm seine Launen und Streiche nach. Satan konnte diesen Eindringling, der zu schnell und leicht Karriere machte, nur verabscheuen; er mußte ihn bekämpfen, seine Stellung untergraben. Aber wie? Klatsch, Intrige, Verschwörung, alle Mittel waren ihm recht, und er ließ kein einziges aus. Um Satan zur Raison zu bringen, beschloß Gott, ihm zu beweisen, daß Adam doch der Klügere von beiden war und deshalb seinen Erfolg verdiente. Er ließ alle Tiere der Erde an den beiden vorbeiziehen. «Nun, Satan, weißt du sie zu benennen?» Nein, Satan vermochte es nicht. «Und du, Adam?» Adam benannte sie alle, und die Dinge benennen, heißt sie besitzen. Adam wurde zur vollen göttlichen Zufriedenheit zum Sieger erklärt. Aber ein Midrasch-Text will uns glauben machen, daß Gott geschwindelt hatte. Er stellte seine Fragen so, daß Adam die Antwort leicht erraten konnte, Gott richtete es so ein, daß Adam nicht verlor. Heißt das, daß dieser ohne Hilfe den Wettbewerb verloren hätte? Nein. Zum Beweis hier die letzte Frage, die Gott ihm stellte und bei der er ihm die Antwort mit Absicht nicht zuflüsterte. Er fragte: «Und welchen Namen gibst du mir, Adam?» Und Adam nahm die Herausforderung an, ließ seine Demut fallen und nannte Gott bei seinem Namen. Wie ein Blitz überkam ihn die Erkenntnis, daß sogar Gott seinen Namen vom Menschen empfängt. Eben das erklärt die jüdische Tradition immer wieder: Gott ist Gott, und der Mensch ist nur sein Werkzeug, aber Gott braucht den Menschen, um sich zu offenbaren, ebenso wie der Mensch Gott braucht, um zu dieser Erkenntnis zu gelangen.

Aber an diesem Punkt müssen wir den Bericht unterbrechen. Er nimmt eine andere Wendung. Adam wird seine Märchenwelt verlassen und in das Drama eintreten.

WEIL JEDES DRAMA mit dem Auftauchen einer weiblichen Person verknüpft ist, rufen Bibel und Talmud Eva herbei und bringen sie eilends auf die Bühne. Es erübrigt sich darauf hinzuweisen, daß Eva schon bei ihrem ersten Auftritt alles tun wird, um von der auf ihren Partner konzentrierten Aufmerksamkeit abzulenken, und daß ihr das gelingen wird. Mit einem Schlag hat sie die Hauptrolle übernommen. Sie tritt in das Leben Adams ein und beherrscht es ganz. Man sieht nur noch sie und hört nur noch sie sprechen. Adam übernimmt jetzt die Rolle des schwachen, passiven Ehemanns, der sich in das Unabänderliche fügt. Kaum zu glauben, aber trotzdem nicht abzustreiten: Der

Mensch, den Gott für sein Meisterwerk, für die Krönung seines Werkes hält, ist auf einmal eine bläßliche Figur. Er weiß nichts Besseres zu tun, als seiner Gattin zu folgen und sie die Entscheidungen für ihn, d. h. für sie beide, treffen zu lassen. Fügsam und weich wie er ist, scheint Adam die Spottfigur des Ehemanns, der nichts zu sagen hat, vorwegzunehmen. Er kann nicht Nein sagen, ist nicht imstande sich zu verteidigen, sich zu behaupten; in Gegenwart seiner Frau wird er ganz klein, kann nur den Mund halten oder Ja und Amen sagen.

Warum wurde Eva erschaffen? Zum Wohle ihres Mannes natürlich, was diesem immer wieder versichert wurde. Sie sollte ihm dadurch helfen, daß sie ihm Widerstand entgegensetzte und ihn herausforderte; sie sollte sein Leben bereichern und Begierden, Ehrgeiz und Sehnsucht in ihm wecken. Eva also als Heilmittel gegen die Einsamkeit, gegen jenen Teil des Ichs im Menschen, der unbekannt bleibt. Ohne Eva wäre Adam ein Mensch, aber nicht menschlich gewesen.

Ein Midrasch-Text gibt zu, daß die Erschaffung Evas Gott mehr als Adam dienen sollte. Gott war sehr an dieser Heirat gelegen, damit aus Adam nicht eine Gottheit gemacht werde und man nicht sagen könne, Adam sei auf der Erde Gott, so wie es sein Schöpfer im Himmel sei. Einzelgängern muß man mißtrauen, hier unten wie dort oben. Kein göttliches Attribut scheint so beneidenswert zu sein wie die Einsamkeit.

Ein anderer Text erklärt, daß es Adam war, der Eva erwählte. Konnte er denn überhaupt eine andere Frau nehmen? Gab es denn eine andere? Ja, Eva war nicht die erste Frau der Schöpfung, sie hatte eine Vorgängerin in Lilith. Doch Adam liebte sie nicht, konnte sie nicht lieben, weil er dabei gewesen war, als sie gemacht wurde. Jedes Geheimnisses entkleidet, besaß sie nicht die geringste Anziehungskraft für ihn. Anschließend präsentierte ihm Gott Eva, und die gefiel ihm. Es handelt sich bei ihnen um Liebe auf den ersten Blick.

Aber warum entnahm Gott sie der Rippe ihres künftigen Mannes? Adam scheint diese Frage nicht bewegt zu haben, aber sie beschäftigt den Midrasch, der folgende Erklärung dafür bereit hat: Bevor Gott ans Werk ging, sagte er sich, aus dem Kopf Adams werde ich Eva nicht erschaffen; denn sie würde den Kopf zu hoch tragen und zuviel Arroganz an den Tag legen; auch werde ich sie nicht aus seinen Augen machen; denn sie würde neugierig, viel zu neugierig sein und alles mit lüsternen Augen betrachten; noch mache ich sie aus seinen Ohren, denn sie würde an den Türen horchen; noch aus seinem Nacken, denn sie würde den Kopf in den Nacken werfen und ein unverschämtes Gesicht machen; noch aus seinem Mund, denn sie würde nicht aufhören zu schwätzen; noch aus seinem Herzen, denn sie würde vor Eifersucht krank werden; noch aus seiner Hand, denn sie würde sich in alle Dinge mischen, die sie nichts angehen. Nein, entschied Gott, ich werde sie aus dem reinsten Teil von Adams Leib nehmen, aus seiner Rippe. Der Midrasch fügt mit grimmigem Humor hinzu: Nun ja, trotz all dieser Vorsichtsmaßnahmen besitzt die Frau gleichwohl alle diese aufgezählten Fehler. Sollte der Midrasch frauenfeindlich sein? Wir wollen dazu schnell eine andere, schmeichelhaftere Geschichte erzählen. Ein König traf Rabban Gamliel und sagte zu ihm: «Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber ... euer Gott ... nun ja, euer Gott ist doch nur ein Dieb. Als Adam den echten Schlaf des Gerechten schlief, ließ Gott eine Rippe aus seinem Körper verschwinden ...» Es war des Weisen Tochter, die dem Herrscher folgendes antwortete: «Wissen Sie, Majestät, was mir letzte Nacht zugestoßen ist? Eine fürchterliche Geschichte. Diebe drangen in mein Haus ein. Sie stahlen mein ganzes Silber und ließen mir statt dessen Gold zurück.» «Könnte ich doch jede Nacht ein Opfer solcher Diebe sein», meinte der König. «Sehen Sie, genau das ist Adam widerfahren», sagte die Tochter des Rabban Gamliel, «zugegeben, Gott hat ihm eine Rippe genommen, aber dafür hat er ihm eine schöne Frau gegeben, damit sie ihm helfe, diene und auf ihn höre.»

Warum wurde Adam bei der ganzen Sache nicht zu Rate gezogen? Sie betraf ihn doch immerhin ein wenig. Oder etwa nicht? Falls es darauf eine Antwort geben sollte, so habe ich sie in unse-

ren Legenden nicht gefunden. Vielleicht wollte Gott kein Risiko eingehen und sich keine Abfuhr holen.

Jedenfalls erklärte Adam, vor vollendete Tatsachen gestellt, daß er glücklich und bereit sei, Eva zu heiraten. Sogleich wurde eine Hochzeit vorbereitet. Gott hielt das Hochamt, die Engel und Seraphime übernahmen sowohl das technische wie das künstlerische Programm der Feier; es wurde getanzt und gesungen, und Freude herrschte in sämtlichen Sphären und in allen himmlischen Palästen. Nie wieder wurde seither eine Hochzeit so fröhlich, mit solcher Pracht und vor allem nicht in Anwesenheit einer so erlauchten Gästeschar gefeiert.

DAS GLÜCKLICHE PAAR hätte in einer nie zu Ende gehenden Seligkeit gelebt, wenn nicht eine neue Figur die Bühne betreten hätte, die Schlange.

Mit ihrem Auftritt nimmt die Handlung einen anderen Verlauf. Der Bericht wird erregt, und die Erregung springt auf den Leser über. Zum ersten Mal steht das Paar einer Erscheinung gegenüber, die von außen kommt. Irgendetwas wird geschehen. Adam und Eva werden danach noch stärker miteinander verbunden sein, vielleicht aber auch weniger. Der Schlange gegenüber gestellt, müssen und können sie wählen. In voller Freiheit. Jetzt werden sie in Frage gestellt, jetzt werden sie wieder menschlich.

Der Mechanismus des Handlungsablaufs war seit langem vorprogrammiert. Wir erinnern uns daran: Gott hatte Adam und Eva davon unterrichtet, daß sie die Freiheit hatten, sich im Paradies ungehindert zu bewegen, zu tun was sie wollten, zu essen, was sie wollten, aber nicht das Recht hatten, vom Baum der Erkenntnis zu essen. Gott hatte sie mit aller Deutlichkeit verwarnt. Jede Übertretung würde den Tod heraufbeschwören. Weder der Mann noch seine Frau konnten sich die Strafe genau vorstellen, denn sie wußten gar nichts vom Tod, aber sie gehorchten. Sie würden gehorcht haben bis zum Schluß, wenn nicht die Schlange dazwischen getreten wäre. Sie stellte die vorhandene Situation völlig auf den Kopf. Adam und Eva waren nicht mehr dieselben.

Diese Schlange ist eine sonderbare Figur. Fluchbringend ist sie und verflucht, mythisch und real. Ihre Rolle? Sie war von den Engeln gesandt, behauptet eine Legende, weil diese der Meinung waren, daß der Mensch für sie eine Bedrohung darstelle, und deshalb beauftragten sie die Schlange, sie zu verführen und dadurch kaltzustellen. In jener Zeit hatte die Schlange einen aufrechten Gang und konnte sprechen. Sie sprach sogar sehr laut. Sie verstand es zu überzeugen und sich Gehorsam zu verschaffen, sie herrschte über alle Tiere und Lebewesen. Sie war eine selbstgefällige Spielernatur und ließ sich leicht zu einer abgekarteten Sache gegen die Menschen überreden, die ihrer Autorität nicht unterworfen waren und die sie als Rivalen betrachtete.

Man sagt auch, daß die Engel nichts damit zu tun hatten. Die Initiative ging von der Schlange selbst aus. Sie soll sich in Eva verliebt haben und ihr Plan war es, Adam zu töten und dann seine Witwe zu heiraten, oder besser noch, Adam durch Gott töten zu lassen, sich Evas und ihres Vermögens zu bemächtigen, Erbschaft und Erbin an sich zu reißen. Die Schlange hatte zu hochfahrende Pläne, meint eine Legende, und deshalb wurde sie bestraft. Sie erhielt nichts von dem, was sie begehrte, und verlor alles, was sie besaß. Gott sprach zu ihr: «Anstatt über die Tiere zu herrschen, wird dein Los dich fortan niedriger stellen als sie, statt aufrecht zu gehen oder zu laufen, wirst du im Staub kriechen.» Welche Beweggründe sie auch hatte, das eine steht fest, daß Eva bei diesem Plan das Ziel des Angriffs war. Weshalb? Ob zu recht oder zu unrecht, die Schlange hielt die Frau für verletzbarer, leichtgläubiger und gefügiger als den Mann. Sie sagte sich, daß sie den geringsten Widerstand von beiden leisten würde. Und ihr Einfühlungsvermögen gab ihr recht. Unter ihrer Einflüsterung ist Eva bereit, in die verbotene Frucht zu beißen, und bringt es sogar fertig, ihren Mann zu ihrem Komplizen zu machen. (Die Moral von der Geschichte: Jeder kann verführt werden, die Frau durch den Verführer, der Mann durch die Frau.)

Es gibt in dieser Episode etwas, was den aufmerksamen Leser stutzig machen könnte. Ist es denkbar, daß Eva bei der Entscheidung zwischen der Stimme des Weltenschöpfers und der Stimme einer Schlange – wenngleich diese in besonderer Mission da war – einen Augenblick zögerte? Bei Adam könnte man es

allenfalls begreifen, denn wenn jemand zwischen himmlische Ansprüche und weibliche Versprechungen gestellt ist, kann es passieren, daß er zögert – oder auch nicht. Aber wie konnte Eva, wie konnte sie den Willen des Herrn verleugnen, um sich dem einer Schlange zu unterwerfen?

Nach der Legende hat sich die Geschichte folgendermaßen zugetragen. Die Schuld lag ganz klar bei Eva, sie redete zu viel. Selbst vor dem Biß in die verbotene Frucht machte sie sich durch Übertreibung schuldig. Übertreibung führt zur Abschweifung und diese wiederum zur Übertretung. Das ist eine bekannte Tatsache.

Lesen wir noch einmal den Text aus dem Buche Genesis. Gott sagte zu Adam und Eva, eine bestimmte Frucht nicht zu essen. Aber in ihrem Gespräch mit der Schlange fügte Eva noch etwas Überflüssiges hinzu, daß das Verdikt gleichfalls für das Berühren mit dem Munde gültig sei. Die Frucht berühren, sagte sie, würde die Todesstrafe nach sich ziehen.

Die erste Lehre, die aus dieser Episode zu ziehen ist, lautet, es ist gefährlich, Geschichten zu erfinden. Die zweite lautet, man muß seine Gesprächspartner mit Bedacht auswählen und läßt sich nicht mit dem ersten besten in eine Diskussion ein, vor allem nicht auf dem Gebiet der Theologie. Evas Fehler war, das Gespräch mit der Schlange zu akzeptieren. Die dritte Lehre lautet, sie hatte kein Recht, sich darauf einzulassen, noch dazu in Abwesenheit ihres Mannes. Die vierte Lehre schließlich: Adam hätte nicht von zu Hause weggehen dürfen. Wenn er daheim an der Seite seiner Gattin geblieben wäre, hätte die Schlange nicht die geringste Erfolgschance gehabt.

Da Eva allein zu Hause war, stellte sie eine leichte Beute dar. Um so mehr, als die Schlange offensichtlich genau wußte, wie ihr beizukommen war. Sie wußte, womit sie Evas Interesse wecken konnte, mit der Sünde. Darüber sprechen die Frauen doch nur zu gerne. ...

ABER WO WAR EIGENTLICH ADAM während der ganzen Zeit? Womit beschäftigte er sich, als seine Frau ihrem gemeinsamen Schicksal eine andere Wendung gab? Ein Text sagt: Er schlief. Ein anderer meint es etwas besser mit ihm und sagt, daß er gerade mit Gott spazieren ging, der ihm die Welt zeigte und ihn lehrte, friedlich mit der Natur umzugehen. Wie dem auch sei, Adam war jedenfalls nicht dabei, als Eva ihren Auftritt mit der Schlange hatte. Vielleicht pflegte er auch einfach fortzugehen, wenn ihm das Geschwätz seiner Frau auf die Nerven ging. Er mußte wohl Sehnsucht nach etwas Frieden und Ruhe haben.

Weiter oben wurde bereits festgestellt, daß Adam ein schwacher Mensch war. Er ließ die Dinge auf sich zukommen. Im Gegensatz zu den meisten mythologischen Gestalten drängt er sich dem Leser nicht wie ein großer Menschheitsführer auf, der sein Gesetz diktiert. Er forderte nichts und strebte nicht nach Ruhm und Ehre; er gründete kein Reich und errichtete keinen Tempel. Seine Bescheidenheit ging so weit, daß er sich damit zufriedener gab, in seiner eigenen Tragödie die zweite Rolle zu spielen ...

Wie konnte Adam auch nur den geringsten Verdacht hegen, daß seine eigene Frau seinen Tod wollte? Er war zu leichtgläubig und kam gar nicht darauf, nein zu sagen oder zu zögern. Eva reichte ihm die Frucht und er biß hinein, sofort, und ohne eine Frage zu stellen. Vielleicht wußte er nicht, woher die Frucht stammte? Adam hatte nicht wie Eva das Gefühl, das höchste Gebot zu verletzen. Eine Frucht wie jede andere lag in seiner Hand und dann in seinem Mund. Da erst erkannte er seinen Irrtum. Mit einem Mal begriff er, daß er einen Körper hatte, daß er nackt und verwundbar war. Er hatte kein Zuhause mehr und fühlte sich verloren. Das Leben war gegen ihn. Auf wen konnte er sich noch verlassen? Seine eigene Frau hatte ihn verführt, um nicht zu sagen verdammt. Nach dem Biß in die verbotene Frucht wurde er zu einer tragischen Gestalt.

Die Geschichte der Menschen konnte endlich beginnen.

Elie Wiesel, Boston USA

VIER MONATE NACH DER VERURTEILUNG KÜNGS

Wer geglaubt hat, die Aufregung um den «Fall Küng» werde sich in unserer schnelllebigen Zeit bald einmal legen, hat sich gründlich verrechnet. Ein Vierteljahr später brechen die Reaktionen immer noch nicht ab.

Jedesmal zeigt sich von neuem, daß tieferliegende Sorgen und Ängste gerade bei solchen zum Vorschein kommen, die sich für Kirche und Glauben interessieren und engagieren: Wie soll es weitergehen? Kann man in einer solchen Kirche noch leben? Kann man zu dem stehen, was offiziell vertreten wird? Kann man die eigene Überzeugung noch in die Waagschale werfen, wenn sie durch Äußerungen der Hierarchie desavouiert erscheint?

In der Schweiz ...

Die *Schweizer Bischöfe* haben in ihrer Frühjahrskonferenz die «pastorale Lage», wie sie durch die Reaktionen auf den Fall Küng entstanden ist, beraten: sie haben aus vielen Stellungnahmen eine «echte Sorge um die Kirche in der Welt von heute» herausgehört und zugleich bemerkt, daß darin «über den Einzelfall hinaus» *wesentliche Fragen der kirchlichen Gemeinschaft* berührt werden.

In ihrer Stellungnahme konzentrierten sie sich aber auf das Verhältnis von *Lehramt und Theologie*. Ausführlich erinnerten sie an die von ihnen an den Papst weitergeleiteten Empfehlungen der Schweizer Synode zur Reform der römischen *Lehrverfahren*, und der neue Präsident der Bischofskonferenz, Bischof Dr. *Otmar Mäder* von St. Gallen, stellte in Aussicht, daß man weitere praktische Vorschläge in Rom einreichen werde. (Unsere Zeitschrift hat ihrerseits in Nr. 4 und 5 solche Vorschläge aufgrund der detaillierten Erfahrungen im Fall Schillebeeckx publiziert.)

Welche weiteren Fragen derzeit im Vordergrund stehen, zeigt das Dokument einer *Spontangruppe* aus dem *Kanton Zürich*, das wir anschließend publizieren. Die Verfasser – dreißig in kirchlichen Diensten und Organisationen sowie in staatskirchlichen Gremien (Zentralkommission) tätige Katholiken (Laien, Priester und Ordensleute) – fanden sich aus eigenem Antrieb zusammen, während gleichzeitig auf schweizerischer Ebene die «*Vereinigung für die Anliegen von Konzil und Synode*» (VAKS) gegründet wurde. Die Zürcher Gruppe nahm mit ihr Verbindung auf und versteht sich inzwischen als Regionalgruppe der VAKS, die ihrerseits ihre Kontaktadresse in Zürich hat (Färberstr. 33, CH-8008 Zürich). Beiden Gremien geht es um eine «offene und dialogfähige Kirche in den achtziger Jahren» angesichts deutlicher Anzeichen, daß «konkrete Änderungen im kirchlichen Leben, die dank Konzil und Synode möglich wurden, Stück um Stück wieder rückgängig gemacht» werden (Erklärung der VAKS). Die Zürcher Gruppe hat diese Anzeichen in sechs Bereichen untersucht und am 19. März sowohl dem Bischof von Chur und dem Zürcher Generalvikar wie auch der Öffentlichkeit (unter sehr beachtlichem Echo der Tagespresse: vgl. u. a. Tagesanzeiger 20.3.80, Neue Zürcher Zeitung 21.3.80) zur Kenntnis gebracht und zur weiteren Mitarbeit in den verschiedenen Bereichen aufgerufen.

Zehn Tage später wurden – unter Zuzug von vierzig neuen Beteiligten – erste provisorische Arbeitsgruppen gebildet und (im Sinne derzeitiger Dringlichkeit) Prioritäten gesetzt: 1. *Frau in der Kirche*, 2. *Ökumene*, 3. *Laisierungsverfahren*, 4. *Ehe und Sexualität* (sowie Probleme der Geschiedenen). Die Arbeitsgruppen möchten auf informelle Weise ähnlich arbeiten, wie dies zur Zeit der Synode (1972–75) in den diözesanen Sachkommissionen geschah,

und so Vor- und Mitarbeit für eine nach zehn Jahren wieder fällige neue Synode («Synode 85»?) bzw. vorerst auch für das nächste Pastoralforum (1981) leisten. Die Priorität «Frau in der Kirche» geht von der Tatsache aus, daß gerade unter den Frauen «Emigration und Resignation» heute weit verbreitet sind. Andererseits ist unter den Schweizer Katholiken derzeit kaum eine andere Organisation so lebendig und so wenig überaltert wie der *Katholische Frauenbund*. (Dessen Zürcher Kantonalpräsidentin, *Elsabeth Longoni-Portmann*, die das Treffen in Kloten leitete, kann denn auch als eine der Hauptinitianten der Spontangruppe gelten.) Die ökumenische Zeitschrift der schweizerischen konfessionellen Frauenbünde «*Schritte ins Offene*» wird in ihrer Ausgabe vom 15. Mai (Nr. 3/1980) unter dem Stichwort «Wider die Resignation» das Zürcher Dokument in seinen verschiedenen Punkten noch konkreter weiterführen und kommentieren. (Administration: Postfach, 8026 Zürich, Einzelnummer bei: E. Würmli, Seetalstr. 569, CH-5503 Schafisheim)

... und in Deutschland

Im Unterschied zu den Schweizer Bischöfen, die nach ihrer Frühjahrskonferenz eine «gute Presse» hatten (man attestierte ihnen allgemein Gesprächsbereitschaft und würdigte den Versuch, die Mutlosigkeit aufzufangen und in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen auch eine Chance zur Vertiefung zu sehen), scheinen gewisse Äußerungen des deutschen Episkopats eher noch Öl ins Feuer gegossen zu haben. Das gilt einerseits für

die in einer Auflage von dreieinhalb Millionen verbreitete «Erklärung der deutschen Bischöfe» (samt «gemeinsamem Kanzelwort») vom 7. Januar, worin inzwischen sowohl Tatsachenbehauptungen wie für Küng herabwürdigende Äußerungen angefochten werden. Es gilt noch mehr für die Desavouierung der Theologen überhaupt, wie sie speziell Kardinal *Höffner* (aufgrund eines KNA-Interviews) zur Last gelegt wird.

Eine erste Reaktion seitens 76 katholischer (Profan-)Wissenschaftler haben wir bereits in Nr. 5 (Titelseite) zitiert. Hier lassen wir nun noch den Brief folgen, der von je einem Exponenten der drei angesehensten theologischen Fakultäten des süddeutschen Raums (Tübingen, München und Freiburg) verfaßt wurde. Namentlich an Kardinal *Höffner* als Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz gerichtet, sollte er diesem zwar mit den Unterschriften gleichgesinnter Kollegen aus der ganzen Bundesrepublik, aber ohne Publizität, zugesandt werden. Dessenungeachtet spielte einer der angeschriebenen Professoren den Text der «*Deutschen Tagespost*» (Würzburg 12.2.80) zu. Diese publizierte ihn drei Tage vor dem zur Einsendung der Unterschriften vorgesehenen Termin zusammen mit einem polemischen, den Text kritisierenden Kommentar von Prof. DDr. *Ermecke*. Den bereits veröffentlichten Brief wollten viele nicht mehr unterschreiben. Trotzdem kamen 145 Unterschriften (von gegen 400 angeschriebenen Professoren) zusammen. Wir bringen hier den vollen Wortlaut (Überschriften und Hervorhebungen von uns).

Die Redaktion

Brief von 148 deutschen Theologen an Kardinal Höffner

Sehr geehrter Herr Kardinal,

in Wahrnehmung ihrer Verantwortung gegenüber Theologie und Kirche halten es die unterzeichneten Professoren und Dozenten an deutschen kath.-theologischen Fakultäten bzw. Fachbereichen für ihre Pflicht, den Bischöfen ihre tiefe Beunruhigung und Sorge über die jüngste Entwicklung im Verhältnis der kirchlichen Amtsträger zur Theologie mitzuteilen. Deshalb wenden wir uns mit diesem Schreiben an Sie als den Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz.

Was uns mit großer Betroffenheit erfüllt, ist die im Zusammenhang der Maßnahmen im Fall Küng sich abzeichnende und in verschiedenen Äußerungen maßgeblicher Vertreter der Bischofskonferenz zum Ausdruck kommende Veränderung im Verhältnis der Bischöfe zur wissenschaftlichen Theologie überhaupt. Wie die Diskussion der letzten Wochen in der Öffentlichkeit und in den Fakultäten, unter Professoren und Studenten erkennen läßt, droht die Entwicklung zu einer *Vertrauenskrise* zwischen dem Lehr- und Verkündigungsauftrag der Bischöfe und der wissenschaftlichen Theologie zu führen, die für alle Beteiligten tiefgreifende Folgen hätte und deshalb von niemandem gewünscht werden kann. Wir appellieren deshalb an die Bischöfe, ihrerseits alles zu unternehmen, um der Gefahr einer solchen Vertrauenskrise zu begegnen. Ohne zu den von den Bischöfen kritisierten theologischen Aussagen Stellung nehmen zu wollen, möchten wir auf einige Gesichtspunkte hinweisen, die uns für das Verhältnis des bischöflichen Lehramts zur Theologie von besonderer Wichtigkeit erscheinen:

Freiheit zum Sachzwang kann es nie genug geben

1. Um ihrer Aufgabe als Wissenschaft nachkommen zu können, muß Theologie von der Freiheit, alle zur Erforschung und Auslegung des Glaubens tauglichen Methoden in Dienst zu nehmen, uneingeschränkt Gebrauch machen können. Freiheit zum Sachzwang und zu der durch den Sachzwang gebotenen Methode kann es nie zuviel geben, ihr Gebrauch kann niemals Willkür sein. Aufgabe des bischöflichen Lehramts kann es deshalb nicht sein, der Theologie bestimmte Methoden vorzuschreiben oder zu empfehlen und andere zu verbieten, sondern – falls dies notwendig ist – kraft Amtes darauf hinzuweisen, wenn eine mit dieser oder jener Methode gewonnene Auslegung nicht als legitime Auslegung des im Glauben der Kirche bezeugten und von Papst und Bischöfen verkündeten authentischen Glaubens betrachtet werden kann.

Mit der von 1360 Theologen unterzeichneten Erklärung von 1969 über «Die Freiheit der Theologen und der Theologie» betonen wir, daß «diese Freiheit für uns Theologen die schwere Verantwortung (bedeutet), die echte Einheit und den wahren Frieden der Kirche und all ihrer Glieder nicht zu gefährden». Andererseits müssen wir mit der gleichen Erklärung bekräftigen, daß wir «unserer Pflicht, die Wahrheit zu suchen und zu sagen, nachkommen (möchten) ohne Behinderung durch administrative Maßnahmen und Sanktionen. Wir erwarten, daß man unsere Freiheit respektiert, wo immer wir nach bestem Wissen und Gewissen unsere begründete theologische Überzeugung aussprechen oder publizieren.»

Müssen wir hinter das 13. Jahrhundert zurück?

2. Auch die zur unaufgebbaren Freiheit der Theologie gehörende Möglichkeit, Hypothesen vorzuschlagen und zu prüfen, Kontroversen mit Gründen und Argumenten auszutragen und Irrtümer durch wissenschaftliche Disputation zu korrigieren und zu überwinden, muß von der Theologie uneingeschränkt in Anspruch genommen werden können. Je ungehinderter die wissenschaftliche Disputation stattfinden kann, um so mehr wird sie durch ihren Zwang zu argumentativer Strenge subjektiver Willkür wehren und der Wahrheit dienen. Wer der Theologie eine Beschränkung des Prinzips «*Theologia disputat*» empfiehlt oder auferlegt, nimmt ihr das spezifische Instrument ihrer Wahrheitsfindung und läßt sie hinter jenen entscheidenden Schritt zurückfallen, durch den sie im 13. Jahrhundert zur «Wissenschaft» geworden ist.

Belehrt durch die Geschichte der Theologie sind wir mit der bereits erwähnten Erklärung «überzeugt, daß irrige theologische Auffassungen nicht durch Zwangsmaßnahmen erledigt werden können. In unserer Welt können sie wirkungsvoll nur durch eine unbehinderte sachliche wissenschaftliche Diskussion korrigiert werden, in der die Wahrheit durch sich selber siegt.»

Theologie in der Ökumene und an der Universität

3. Mit Nachdruck müssen wir auf die weitreichenden Folgen hinweisen, die jede Einschränkung der Freiheit der Theologie zwangsläufig nach sich zieht. Diese Folgen beziehen sich nicht nur auf den Dienst, den die Theologie in Auslegung des Glaubens auf die heutige Zeit hin der Kirche zu leisten hat, sie betreffen in besonderer Weise auch die ökumenische Arbeit und den Status der Theologie in der Universität.

► (a) Wenn kath. Theologie nicht mehr die Freiheit besitzt, vom Gewordenen auf das Gewesene, von der Gegenwart auf den Ursprung zurückzufragen, um verlorene Möglichkeiten der Einheit und der Einigung wieder zu erschließen, wird dem ökumenischen Gespräch der Theologen von seiten der katholi-

schen Theologie der Boden entzogen. Damit verliert aber das ökumenische Bemühen der Kirche überhaupt seine Glaubwürdigkeit; die bisherige Entwicklung muß zum Stillstand kommen.

► (b) An der Freiheit der Theologie zur Methode und zu ungehinderter Argumentation und Diskussion hängt auch ihre Glaubwürdigkeit als Wissenschaft. Gerät diese Freiheit in der Öffentlichkeit in Zweifel, müssen für den Bestand der theol. Fakultäten an den staatlichen Universitäten die ernstesten Befürchtungen gehegt werden. Mit dem Ort der Theologie in der Universität aber gäbe die Kirche in einer Zeit, die wie die unsrige von der Wissenschaft geprägt ist, eine wichtige Möglichkeit auf, den universalen Anspruch des Glaubens zur Geltung zu bringen.

Um den Wahrheitsanspruch des Glaubens

4. Wir anerkennen das Lehramt von Papst und Bischöfen und akzeptieren die mit der Lehraufgabe der Theologen verbundene Verantwortung, erwarten aber umgekehrt von den Bischöfen auch ein dieser Verantwortung gemäßes Vertrauen und eine dem entsprechende Unterstützung unserer Arbeit. Wir anerkennen, daß Papst und Bischöfe auch in den jüngsten Erklärungen auf die Wichtigkeit der Theologie und ihre rechtmäßige und notwendige Freiheit hingewiesen haben. Das sollte jedoch ohne Vorbehalte und ohne Einschränkung seitens der Träger des kirchlichen Amtes verstanden werden können. Um so mehr bedauern wir, wenn Maßnahmen getroffen werden, die durch Überschreiten der Verhältnismäßigkeit der Mittel die Theologie als ganze in eine negative Rolle zu rücken drohen, und wenn die Maßnahmen durch Äußerungen begründet werden, die bei den Gläubigen den Anschein erwecken müssen, die Lehre der Theologie sei nichts anderes als ein Konglomerat einander widersprechender subjektiver Meinungen, ja Theologie sei eine potentielle Bedrohung, vor der das Lehramt den einfachen Glauben schützen müsse.

Theologische Forschung darf nicht als eine Größe erscheinen, die der notwendigen Einheit und dem Konsens des Glaubens entgegenläuft; eine solche Gegenüberstellung müßte mit der Wahrheitssuche der Theologie auch den Wahrheitsanspruch des Glaubens selbst in Mißkredit bringen. Theologie, die die schwierigen Probleme, denen Glaube heute konfrontiert ist, aufgreift und

auszutragen sucht, tut nichts anderes als ihre Pflicht. Sie sucht der Verwirrung der Gläubigen zu begegnen. Deshalb braucht sie das Vertrauen und die Förderung aller kirchlichen Amtsträger und muß vor der Gefahr bewahrt bleiben, in den Augen der Gläubigen diskreditiert zu werden.

Unabdingbare Reform der Verfahrensordnung

5. Wie die jüngste Entwicklung gezeigt hat und wie auch von den Bischöfen eingeräumt wird, kann die Reform des römischen Lehrordnungsverfahrens nicht als zureichend betrachtet werden. Wir erneuern daher die Vorschläge der oben genannten Erklärung und bitten die Bischöfe dringend darum, auf eine Reform der römischen Verfahrensordnung hinzuwirken, die sich die in diesen Vorschlägen dargelegten Prinzipien voll zu eigen macht. Nur eine Verfahrensordnung, deren Gerechtigkeit jedem Gutwilligen einleuchtet, ist in der Lage, die Glaubwürdigkeit von Kirche und Theologie angemessen zu sichern.

Sehr geehrter Herr Kardinal,

die jüngste Entwicklung erweckt den Eindruck, daß sich in den Augen der Bischöfe die Sicht der Theologie trotz mancher anderslautender Feststellung im Vergleich zur Zeit des Konzils erheblich verändert hat. Auch aus der Schweiz, Italien, Frankreich und anderen Ländern hören wir von großen Beunruhigungen über den veränderten Stil der kirchlichen Autorität. Mit großer Sorge sehen wir die Kluft, die sich hier auftut. Es wäre ein Verhängnis, wenn sie den Beginn eines Prozesses darstellte, der hinter das zurückführt, was das Zweite Vatikanische Konzil und die jahrzehntelange verantwortungsvolle Arbeit der Theologen erreicht haben. Deshalb bitten wir die deutschen Bischöfe, alles ihnen Mögliche zu tun, die mit der jüngsten Entwicklung eingetretenen Folgen rückgängig zu machen und der Theologie den Status zurückzugeben, ohne den die Theologen ihre Arbeit zum Wohle der Menschen in Kirche und Welt nicht verantwortungsvoll leisten können.

*Alfons Auer, Heinrich Fries, Bernhard Welte und
148 Theologieprofessoren aus der Bundesrepublik*

Zürcher Dokument wider Emigration und Resignation

Erklärung «Für eine offene und dialogfähige Kirche der achtziger Jahre»

In den letzten Jahren hat in der katholischen Kirche ein Aufbruch stattgefunden. Johannes XXIII., Paul VI., das Konzil und die Synode 72 haben bei Katholiken und Nichtkatholiken Hoffnungen auf eine Kirche geweckt, die fähig wird, ihren Auftrag in der Welt wahrzunehmen. Mit viel Elan wurde von Priestern und Laien die Aufgabe angegangen, im Geist des Evangeliums an einer gerechten und lebensfähigen Gesellschaft mitzuarbeiten. Mitmenschlichkeit, Zusammenarbeit, Lebensentfaltung und christliches Verantwortungsbewußtsein bekamen neu Gewicht. Die Kirche öffnete sich auf die Zukunft hin! Viele ließen sich – statt von der Angst – von der Freude an der christlichen Botschaft leiten und halfen mit Liebe und Sorgfalt am Aufbau der Pfarreien mit. Es wurde versucht, etwas vom Befreien des Evangeliums in die Familien, an den Arbeitsplatz, in die politischen und gesellschaftlichen Strukturen zu tragen und zusammen mit Menschen anderer Glaubensüberzeugung zu verwirklichen. Eine solche Kirche konnte sich nicht darauf beschränken, in einem geschlossenen System zu verharren, Machtpositionen abzusichern und als ruhender Pol unveränderliche Wahrheiten zu verkünden. Eine tiefgreifende Reform kam in Gang, das Konzil und die Synode haben den notwendigen Aufbruch der Kirche eingeleitet.

Als in der Kirche tätige Menschen haben wir diesen Aufbruch in seiner ganzen Intensität miterlebt, mehr noch, wir haben ihn mitgestaltet! Wir haben unsere Kraft dafür eingesetzt, die Konzils- und Synodenbeschlüsse in unseren Arbeitsbereichen zu

verwirklichen, sei es in Pfarrei, Religionsunterricht, Schule, Erwachsenenbildung, Jugendarbeit, Ehe- und Familienberatung, Sozialarbeit, in Redaktionskommissionen, in der kirchlichen Verwaltung und andern Gremien.

Durch die Erneuerung unserer Kirche haben auch nicht-katholische Christen neue Zuversicht und neuen Mut gewonnen. Als Mitglieder einer Kirche, die sich vermehrt den Menschen und ihren Problemen zuwandte, konnten wir mit Freude erkennen, daß christliche Haltung und Aussagen auch von jenen geprüft und gegebenenfalls angenommen wurden, die sonst nichts mit der Kirche zu tun haben wollten.

Schritte rückwärts

Nun scheint sich vieles geändert zu haben. Schon seit einiger Zeit wurden von Rom Verfahren eingeleitet und Erklärungen herausgegeben, welche das hoffnungsvoll Begonnene nicht nur stoppen, sondern auch rückgängig machen wollen. Die Maßnahmen gegen Theologen wie Schillebeeckx, Pohier, Küng und andere, einzelne Beschlüsse der holländischen Bischofssynode in Rom und verschiedene Verlautbarungen römischer Behörden sind Alarmzeichen: Es scheint, daß die vom Konzil eingeleitete Erneuerung abgebrochen wird. Damit werden die Bemühungen und Erwartungen vieler Katholiken und ihrer Mitchristen zunichte gemacht. Nun ist aber eine große Zahl von Katholiken nicht mehr gewillt, eine Kehrtwendung zu machen, in Kinderschuhe zu schlüpfen und von Befehlen abhängig zu werden.

Viele wollen selbständige Christen bleiben, welche durchaus Fragen an ihre Kirche haben, gleichzeitig aber die Kirche lieben und ihre Zeit und Kraft in den Dienst der christlichen Botschaft stellen. Für diese Menschen gelten unsere Überlegungen! An einigen Beispielen wollen wir aufzeigen, wie das, was Theologen und Laien in verantwortungsvoller Arbeit aufgebaut haben, wieder abgebaut werden soll. Wir aber sind überzeugt, daß die Erneuerung weitergehen muß, und bitten jene, die jetzt enttäuscht und entmutigt sind, das Engagement für eine Kirche der achtziger Jahre, in der viele leben können, nicht aufzugeben.

Wieder Einzelbeichte statt Bußgottesdienste?

Die Synode hat in ihren Texten die Vielfalt möglicher Bußformen für die Menschen von heute aufgezeigt. Daraufhin haben unsere Bischöfe den Bußgottesdiensten neues Gewicht gegeben. Katholiken, die der Einzelbeichte längst ferngeblieben waren, fanden hier einen neuen Zugang zur Buße. Sündenbekenntnis und Buße wurden nicht nur in ihrer privaten, sondern auch in ihrer gemeinschaftlichen Dimension erlebt. So zeigten sich Ansätze einer Versöhnung, welche eine «Kirche auf dem Weg» braucht. Die Bußgottesdienste werden in den Pfarreien sorgfältig gestaltet und sind überaus gut besucht.

Wir befürchten, daß durch die jüngsten Entwicklungen in unserer Kirche diese Art der Buße in Frage gestellt, ja sogar wieder abgeschafft werden soll. Dabei sehnen wir uns nach einer Kirche, welche uns nicht in die Beichtstühle des letzten Jahrhunderts zurückruft, sondern uns die Möglichkeit gibt, mit unserer Schuld – die immer auch eine gemeinsame Schuld ist – fertig zu werden und mit Gott und den Menschen Versöhnung zu feiern. Unser Wunsch wäre, eine noch größere Vielfalt von Bußformen ins Bewußtsein der Menschen zu bringen. Vermehrt müßten auch die sozialen Bereiche und Bezüge miteingeschlossen werden. Eine Rückkehr zur Einzelbeicht unter Ausschluß anderer

Bußformen übersieht auch, daß viele Katholiken in der Vergangenheit nicht nur gute Erfahrungen mit der Einzelbeicht gemacht haben. Sie werden sich kaum mehr dazu drängen lassen.

Gute Erfahrungen werden übergangen!

Aus unseren eigenen Kindheitserfahrungen wissen wir, daß es nicht gleichgültig ist, wie Kinder in die Bußpraxis eingeführt werden. Unsere Kirche hat in den letzten Jahren theologische und psychologische Erkenntnisse ernst genommen. Die Kinder durften ihre Erstkommunion feiern, bevor sie zur Einzelbeicht geführt wurden. Diese Kommunionpraxis war mit einer sorgfältigen Bußerziehung und dem Erleben von Bußgottesdiensten verbunden.

Nun wird verlangt, daß die Erstbeichte der Kinder in jedem Fall vor ihrer Erstkommunion erfolgen muß. Die jahrelangen Erfahrungen in den Pfarreien werden dabei einfach übergangen. Im Namen unserer Kinder wünschen wir uns eine Kirche, welche das Angenommen-sein der Kinder vor die Auseinandersetzung mit der Schuld stellt. Wir wünschen uns eine Kirche, welche die Kleinen ernst nimmt und ihrem Ungeschütztsein Rechnung trägt.

Sexualität und Ehe

Seit der Synode erfuhren viele Eheleute eine Befreiung von Zwängen und Ängsten in ihrem Sexualleben. Sie hatten schon lange gespürt, daß sexuelle Begegnung eine große Bedeutung hat für ihre Partnerschaft. Durch die Synodentexte und vor allem auch durch theologische und humanwissenschaftliche Informationen bekamen viele Ehepaare eine wertvolle Unterstützung ihrer längst gemachten Erfahrung. Daß sexuelle Begegnung in Freiheit und Verantwortung zum Zusammensein liebender Menschen gehört, wurde offiziell von der Kirche anerkannt. In einem Hirtenbrief des letzten Jahres wurde von den schweizerischen Bischöfen der Zärtlichkeit und Sexualität in der Ehe ein neuer Stellenwert zugemessen.

Wenn seit einiger Zeit in verschiedenen römischen Erklärungen erneut vorgeschrieben wird, welche Formen der Empfängnisverhütung erlaubt sind, und wenn dazu gesagt wird, daß sexuelle Begegnung vor allem im Dienst der Zeugung stehen soll, läßt dies aufhorchen. Viele Ehepaare wehren sich gegen solche Vorschriften. Sie wollen die Entscheidungen ihres Ehelebens miteinander fällen, weil sie auch die Verantwortung dafür zu tragen haben.

Die Probleme der Ehepaare liegen zudem meistens auf einer anderen Ebene: Sie fragen nach dem Rollenverständnis von Mann und Frau und sind auf der Suche nach dem Leitbild einer christlichen Ehe von heute. Wer sich in Ehefragen an die Kirche wendet, erhofft sich vor allem Hilfe für die Gestaltung der persönlichen Beziehungen. Wir wollen eine Kirche, welche die Entscheidung über Anzahl der Kinder und die Art der Geburtenregelung den Eltern als Verantwortlichen zutraut. Der sexuelle Bereich soll in seinem ganzen Sinngehalt erfaßt werden. Die Kirche müßte den Ehepaaren helfen, auf eine befreiende Art christlich zusammen leben zu können.

Erneut sollen die geschiedenen und wiederverheirateten Mitchristen von der Eucharistie offiziell ausgeschlossen werden. Eine konsequente Verwirklichung der von der Synode 72 geforderten pastoralen Haltung gegenüber den Geschiedenen und die Achtung ihres Gewissensentscheides in der Frage des Sakramentenempfanges steht noch aus.

Auch gegenüber den Homophilen zeigt der Text der Synode eine offenere Haltung als die unlängst veröffentlichten Richtlinien der Schweizer Bischöfe.

Frauen unerwünscht?

In letzter Zeit waren zaghafte Schritte festzustellen, auch den Frauen ihren gebührenden Platz in der Kirche zu geben. Sie erhielten Zugang zu Unterricht, Predigt, Seelsorge, Erwachsenen-

Ein Modell für lebendige Kommunikation in Arbeitsgruppen jeglicher Art:

Die themenzentrierte Interaktion TZI (nach Ruth Cohn)

Einführungsmethodenkurse 1980

Kursleiterin: Dr. phil. Elisabeth Waelti, Höhweg 10, 3006 Bern

Thema: Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?

Adressaten: Geistliche, Lehrer, Sozialpädagogen, Psychologen und alle, die in kirchlichen, sozialen und andern Berufen neue Wege zum Menschen suchen.

Termine:	7.–11. April	11.–15. Aug.	} Ort: Nähe Fribourg und Olten
	26.–30. Mai	25.–29. Aug.	
	14.–18. Juli	8.–12. Sept.	
	28. Juli–1. Aug.	22.–26. Sept.	

Kurskosten: Fr. 265.–

Unterkunft: Vollpension pro Tag ca. Fr. 38.–

Einzahlung von Fr. 265.– auf Postcheckkonto 30-66546 gilt als definitive Anmeldung.

bildung, Jugendarbeit und anderem mehr. Dabei hat der liturgische Dienst der Frauen eine zeichenhafte Bedeutung erhalten. Selbst der kleine Schritt, Mädchen zum Altardienst zuzulassen, war ein Zeichen, daß die Frau künftig für den Altarraum würdig befunden wird. Viele Frauen hofften auf eine Zukunft im kirchlichen Dienst.

Ein klares Nein aus Rom zum Priesteramt der Frau zerstörte solche Hoffnungen. Wie lange wird es dauern, bis der Frau jeder Zugang zum Altarraum verwehrt wird, bis die Mädchen wieder heimgeschickt werden und nur noch Knaben Ministrantendienste leisten dürfen? Bereits sind in Deutschland entsprechende Verordnungen erschienen. Es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß Frauen – ja Laien überhaupt – auf den Kanzeln nicht mehr gern gesehen werden.

Wir wünschen uns eine Kirche, welche die Frau in vielen Bereichen als vollwertige Mitarbeiterin einsetzt. Denn die Erfahrung zeigt, daß Frauen anspruchsvolle Aufgaben in der Kirche mit Sachkenntnis und Umsicht wahrnehmen. Wir möchten, daß Frauen mit ihren Fähigkeiten ernst genommen werden, – ihr Einsatz im Verkündigungsdienst müßte eine Selbstverständlichkeit sein. Den Frauen, die sich dafür interessieren, muß der Zugang zu den verschiedenen kirchlichen Ausbildungswegen und den entsprechenden Arbeitsgebieten ermöglicht werden.

Können Priester ihr Amt aufgeben?

Es gibt Priester, die nach langer und ernsthafter Auseinandersetzung zur Überzeugung gelangt sind, daß sie die zölibatäre Lebensform nicht länger beibehalten können.

Obwohl sich die Verbindung von Priesteramt und Pflicht-Zölibat biblisch nicht begründen läßt, hält die Kirche unverrückbar an ihrer alten Tradition fest. Bis vor kurzem war es immerhin möglich, daß Priester in den Laienstand zurückversetzt wurden. Neustens aber werden die sogenannten Laisierungsgesuche nicht mehr behandelt. (Es liegen zur Zeit viele hundert Laisierungsgesuche in Rom.) Dadurch entstehen für viele ehemalige Priester unvorstellbare persönliche und berufliche Belastungen. Sie wären teilweise gerne weiterhin in der Seelsorge tätig, weil sie sich dazu berufen und mit der Kirche verbunden fühlen; aber es besteht dazu keine Möglichkeit, da die kirchlichen Vorschriften strenger als zuvor gehandhabt werden. Gerade das ist beim heutigen Mangel an Seelsorgern unverständlich. Wir können es uns in der gegenwärtigen kirchlichen Situation einfach nicht mehr leisten, so viele für die Seelsorge begabte und engagierte junge und ältere Menschen aus der Kirche hinauszudrängen.

Wir erhoffen uns eine Kirche, welcher die Sorgen um den einzelnen Menschen wichtiger sind als der Buchstabe revisionsbedürftiger Vorschriften.

Laien sind nicht nur Lückenbüßer

Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Kirche als «Volk Gottes» verstanden. Mit dieser Bezeichnung wird ausgesagt, daß alle Mitglieder der Kirche für die Verwirklichung der christlichen Botschaft verantwortlich sind. Bei aller Verschiedenheit der Aufgaben in der Kirche zeichnet alle Mitglieder des «Volkes Gottes» eine fundamentale Gleichheit aus. In vielen Bereichen (Religionsunterricht, Erwachsenenbildung, Sozialarbeit, Jugendarbeit) haben die Laien dem Aufruf zur Mitarbeit entsprochen.

Leider hat sich das neue Kirchenverständnis des Konzils in der Praxis nicht genügend entfalten können. Bestimmend bleibt weitgehend das hierarchisch-klerikale Strukturprinzip. Der Beitrag der Laien wird nicht von der ihnen eigenen Berufung und Erfahrung her gesehen. Sie werden vielfach eher als Lückenbüßer eingesetzt, gut genug für jene Aufgaben, welche die Priester nicht mehr bewältigen können. Der Priestermangel wird als eine vorübergehende Prüfung angesehen, die bald einmal vorbei sein wird. Jene kirchlichen Mitarbeiter, welche hoffen, ein ihrer Mitverantwortung entsprechendes Mitentscheidungsrecht zu

Seminar für Atem-, Stimm- und Sprechschulung

19. Juli–26. Juli und 26. Juli–2. August 1980

Leitung

Prof. Dr. Horst Coblenzer, Max-Reinhardt-Seminar, Wien, und Mitarbeiter.

Teilnehmerkreis

Alle Berufe, bei denen viel gesprochen wird oder Atem und Stimme ein besonderes Training verlangen (Lehrer, Logopäden, Ärzte, Psychologen, Pfarrer, Führungskräfte aus Industrie, Wirtschaft, Verwaltung und Politik, Kindergärtnerinnen, Schauspieler, Musiker, Sänger und Chorleiter).

Ziele

Atem – Stimme – Sprechen als Persönlichkeitserfahrung und Kontaktintensivierung; Vertrauen in die persönliche Ausdrucksfähigkeit, Förderung der Aufnahme- und Mitteilungsbereitschaft; Kenntnis der psycho-physiologischen Zusammenhänge und Beherrschung ihrer Funktion.

Tagungsort und Sekretariat: Boldern, 8708 Männedorf, Tel. 01/922 1171. Verlangen Sie das detaillierte Programm.

erhalten, sehen sich getäuscht. In den neu entstandenen Priester- und Seelsorgeräten dürfen sie zwar mitreden, aber nicht mitentscheiden. Es ist kein Zufall, daß das Interesse an der Mitarbeit in solchen Gremien laufend abnimmt.

Werden die Priester, die gute Mitarbeit erlebt haben, auf das Mitgestalten der Laien verzichten wollen? Soll zwischen Priestern und Laien erneut eine Kluft entstehen, welche den Dialog und das Zusammenwirken erschwert?

Wir vertrauen einer Kirche, welche die verschiedenen Aufgaben in den Gemeinden von den verschiedenen Befähigungen (biblisch: Charismen) her ordnet. So gesehen ist es erstaunlich, daß den ausgebildeten Theologinnen und Theologen, die nicht Priester sind, kaum eigenständige Aufgaben in der Seelsorge übertragen werden. Im diözesanen Beratungsgremium der Seelsorger verfügen die Vertreter der Laientheologen neuerdings nicht mehr über das Stimmrecht. Deshalb ist es zwar sehr bedauerlich, aber durchaus verständlich, wenn Laientheologen nach wenigen Jahren den kirchlichen Dienst verlassen oder nach einer Spezialaufgabe außerhalb der Pfarrei Ausschau halten.

Wie geht es weiter in der Ökumene?

Das ökumenische Anliegen drängt sich schon deshalb auf, weil recht viele Katholiken in konfessionell gemischten Familien leben. Nach der Volkszählung von 1970 war in den Großstädten der Schweiz jeder dritte Katholik mit einem bekenntnisverschiedenen Ehepartner verheiratet.

In den letzten Jahren wurde in den meisten Pfarreien der Schweiz nach und nach eine ökumenische Zusammenarbeit möglich: In jenen Bereichen, die sich geradezu aufdrängten, sei es nun Betreuung von Randgruppen, Jugendarbeit, Dritte-Welt-Aktionen, Eltern- und Erwachsenenbildung, Bibelarbeit usw. wurde konstruktive ökumenische Aufbauarbeit geleistet. Vertreter der verschiedenen Konfessionen lernten dabei einander besser kennen. Es kam zu erfreulichen Kontakten und Begegnungen, durch die jeder herausgefordert wurde, seinen eigenen Glauben neu zu überdenken. Im Gespräch miteinander wurde der gemeinsame Grund und die gemeinsame Hoffnung der christlichen Botschaft entdeckt. Bald wurde klar, daß keine der Konfessionen Gott, Jesus Christus oder die Bibel ausschließlich für sich in Anspruch nehmen kann. Der Reichtum des Christentums ist für alle da: In einem gegenseitigen Zusammenspiel wird es möglich, daß die Konfessionen einander beschenken, ermutigen und bereichern.

In der wachsenden Zusammenarbeit wurde der Wunsch nach einer gemeinsam zu feiernden Eucharistie immer stärker. Es wurde schmerzhaft empfunden, daß eine gemeinsame eucharistische Mahlfeier von den Kirchenleitungen nicht erlaubt wird. In letzter Zeit sind in unserer Kirche wieder mehr Vorbehalte gegenüber der Ökumene festzustellen, – jedenfalls hat sich hier das Klima verschlechtert. Es wird zwar nach wie vor viel von Ökumene gesprochen, aber eine Zusammenarbeit wird vor allem dann befürwortet, wenn die andern Konfessionen sich den Anordnungen der katholischen Kirche fügen. Die Forderung nach einseitigem Entgegenkommen kann nur Mißtrauen auslösen. Dabei wäre ein gemeinsames Sich-besinnen auf den christlichen Glauben dringend notwendig: Wie können wir eine Abkapselung und einen Rückzug in den innerkatholischen Raum vor der nächsten Generation verantworten? Müssen wir nicht unsere großen gesellschaftlichen und religiösen Probleme gemeinsam angehen? Wir plädieren für eine Kirche, die nicht den Anspruch erhebt, alleinseligmachend zu sein, und sich ängstlich verschließt, sondern sich einläßt auf die Begegnung mit andern Konfessionen. Es fällt uns schwer einzusehen, daß das gemeinsame Handeln nicht mit der ganzen Konsequenz im Gottesdienst weitergeführt werden kann.

Unsere Jugend und der Glaube

Viele Katholiken haben in den letzten Jahren neu entdeckt, daß Glauben etwas mit dem Leben, mit dem Vertrauen in Gott und in die Menschen zu tun hat, daß Glauben mehr ist als das Fürwahrhalten von Lehrsätzen. Jene, die sich im privaten und gesellschaftlichen Leben um eine innere Glaubenshaltung bemüht haben, durften erleben, daß diese Einstellung in Nöten und Leiden zum Tragen kommt. Ermutigt durch Konzil und Synode wurde von vielen die Erfahrung gemacht, daß Glauben und Leben und die Nähe Gottes zum Menschen in einem engen Zusammenhang stehen. Wenn nun der Glaube gelebt wird, wenn er etwas mit den Fragen zum eigenen Menschsein zu tun hat, vermag Glauben vor allem junge Menschen zu faszinieren. Sie, die so stark auf der Suche sind nach dem Sinn und dem Ziel in ihrem Leben, sind offen für eine Kirche, die für ihre Suche Verständnis aufbringt und diese nicht vorschnell als Unglaube verurteilt. Auch wenn die Jugendlichen vieles anders formulieren,

als wir es gewohnt sind, geschieht bei ihnen echter Glaube und echtes Suchen nach Gott.

Leider müssen wir in der Kirche heute wieder eine Verkürzung des Glaubensbegriffes auf eine formale Bejahung von Lehrsätzen feststellen. Es wird genau geregelt, was für wahr zu halten ist. Wenn aber Glaube in erster Linie eine Frage der kirchlichen Disziplin wird, werden gerade die Jugendlichen sich davon distanzieren. Müßte sich die Kirche nicht der Herausforderung durch die Jugend stellen? Kann das Suchen und Fragen als «nicht mehr katholisch» und «Unglaube» eingestuft werden? Haben wir nicht die Verantwortung für folgende Generationen, die mit ihrem Glauben ihr Leben gestalten könnten? Wir ersehnen uns eine Kirche, die Glauben im biblischen ganzheitlichen Sinn interpretiert und diese Interpretation in einen direkten Zusammenhang mit dem persönlichen Leben des heutigen Menschen stellt. Wir wollen eine Kirche, die auch junge Menschen auf der Suche zu begeistern vermag!

Wider die Resignation

Die Problembereiche unserer Kirche, die wir hier dargestellt haben, sind so grundsätzlicher Art, daß wir uns sorgen und ernsthaft fragen, wie wohl die Kirche der achtziger Jahre aussehen wird. Zu bestimmten Mißständen schweigen, hieße seine Zustimmung geben. Es gilt, in den Pfarreien, in verschiedenen Gruppen an diesen Problemen zu arbeiten und mit vielen das Gespräch darüber aufzunehmen! Die größte Versuchung wäre der Gedanke, daß alles keinen Sinn habe und daß man sich besser von dieser Kirche löse. Mit diesem Schreiben stellen wir uns gegen die Emigration und die Resignation: Wir setzen uns ein für eine Kirche, in welcher Erneuerung, Veränderung, Bewegung und Freude am Glauben bejaht und gefördert werden.

Buchbesprechung

Franz Joseph Schierse, Einleitung in das Neue Testament. Düsseldorf: Patmos 1978, 171 S., DM/sFr. 13.80 (= Leitfaden Theologie, 1).

Franz Joseph Schierse, Christologie. Düsseldorf: Patmos 1979, 140 S., DM/sFr. 12.80 (= Leitfaden Theologie, 2).

Seit ein paar Jahren ist im Raume der Kirchen vermehrt eine gewisse Vorliebe zu verspüren, Jesus zu «vergolden». Restaurative Kräfte forcieren wieder einmal den unkritischen Gebrauch mythischer Vorstellungsmuster (z. B. hinsichtlich Geburt, Sühnetod und Auferweckung Jesu). Wem diese Weichenstellungen in Richtung Obskurantismus nicht gleichgültig sind, und wer sich zuverlässig über die Gestalt Jesu Christi orientieren will, möge zu den zwei hier signalisierten Büchern von *Franz-Joseph Schierse* greifen.

Die *Einleitung in das Neue Testament* weist zwei vorteilhafte Eigentümlichkeiten auf. Erstens will Schierse die «Antwortstruktur» der einzelnen neutestamentlichen Schriften offenlegen: Soweit möglich wird jeweils zuerst die Situation, die zur Verfassung einer Schrift führte, aufgezeigt. Die einzelnen Schriften beginnen so – eben als Antwort – überraschend neu «einzuleuchten». Zweitens werden die neutestamentlichen Schriften nicht gemäß ihrer Stellung im Kanon, sondern ihrer vermutlichen Entstehungszeit nach angeordnet. So ergibt sich, fast nebenbei, auch ein plastisches Bild von der Entwicklung des jungen Christentums. Dessen Verheißung von Versöhnung und Freiheit fand damals eine immer wieder neu glaubwürdige Sprache.

In Schierses *Christologie* lauten die Kapitelüberschriften: Wer war Jesus von Nazaret?; Vorösterliche Ansatzpunkte der Christologie; Der österliche Christusglaube; Titel und Vorstellungen neutestamentlicher Christologie (Hauptteil, S. 59–111); Umstände und Tendenzen der christologischen Dogmenbildung. Die Neuansätze der Reformation und das christologische Ringen in der Neuzeit werden nicht mehr eigens thematisiert. Man mag dies bedauern. Doch die Selbstbeschränkung des Neutestamentlers Schierse tut seinem Buch keinen wesentlichen Abbruch. Denn die Verstehensbedingungen des neuzeitlichen Menschen werden allenthalben implizit doch mitreflektiert, und eine sorgfältig kommentierte Bibliographie kann dem Leser weiterhelfen.

Die beiden Bändchen wenden sich vor allem an junge Menschen (Theologiestudenten, gymnasiale Oberstufe, Studenten an pädagogischen Hochschulen und Fachhochschulen), können aber auch ganz allgemein für die theologische Erwachsenenbildung empfohlen werden. Mit außerordentlichem didaktischem Geschick wird eine Fülle von Informationen vermittelt und – zugunsten des Glaubens – im besten Sinne des Wortes theologisches Denken eingeebnet.

Pietro Selvatico, Fribourg



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Clemens Locher, Josef Renggli, Josef Rudin

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck), Pietro Selvatico (Fribourg)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich. ☎(01) 201 0760

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postscheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postscheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1980:

Schweiz: Fr. 32.– / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.–

Deutschland: DM 35.– / Halbjahr DM 19.50 / Studenten DM 26.–

Österreich: öS 260.– / Halbjahr öS 150.– / Studenten öS 180.–

Übrige Länder: sFr. 32.– plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr./DM 40.– (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 1.80 / DM 2.– / öS 15.–

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich